

Stern der Neger



Katholische Missions-Zeitschrift

der Söhne des heiligsten Herzens Jesu

Organ des Marien-Vereines für Afrika und
des Theologen-Missions-Verbandes Oesterreichs

Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Post 2 K. — 2 M. — 3 Franken

Inhaltsverzeichnis:

Segenswünsche zum Jahreswechsel 1. — Die Magier auf der Suche nach dem König der Juden 2. — Dr. Ignaz Knobloch 4. — Wie heißt du es nur an, immer froh und heiter zu sein? 9. — Meine Erfolge als Arzt 12. — Missions-Nachrichten 15. — Missionshilfsdienst 15. — Ich mag ihn nicht 19. — Nachrichten des Theologen-Missions-Verbandes Österreichs 27.

Abbildungen: „... Und sie fanden den Knaben mit Maria seiner Mutter... und sie brachten ihm Geschenke dar, Gold, Weihrauch und Myrrhen“ 3. — Dr. Ignaz Knobloch, apostolischer Provikar von Zentralamerika 6. — Türkischer Rauchfangkehrer 10. — Ein Blick ins stille Tal „Maria-Sorg“ 14. — Hilfsmissionarinnen der St. Petrus Claver-Sodalität in der „Sezerei“ in Maria-Sorg 18. — Einrichtung in Tanger.

Gabenverzeichnis vom 14. September bis 31. Dezember 1917.

Zu Kronen:

Afers, N. N. 2,—; Pfr. F. 50,—; Affaltern, A. B. 45,—; Aggsbach, Pft. 2,—; Brigen, Prof. N. 9,—, Erz. Fb. Dr. F. 300,—, Prof. K. 20,—, f.-b. Ord. 1000,—, Prof. J. 3,—, Prof. T. 10,—, Monj. N. 8,—, Wwe. Toch. 100,—; Braunau, F. W. 18,—; Bachwinkl, A. R. 3,—; Bozen, K. K. 8,—; Buchkirchen, M. L. 4,—; Bramberg, F. L. 18,—; Dollberg, F. St. 300,—; Doren, A. F. 3,—, A. B. 8,—; Erding, F. Sch. 12,—; Eberstallzell, A. G. 10,—; Ebensee, F. H. 26,—; Feldpost, E. K. 45,—; Fürstentfeld, M. K. 5,—; Fürstentzell, S. 4,58; Gisingen, Pft. 100,—; Gföhl, A. U. 15,—; Graz, M. K. 4,—; Grieskirchen, F. S. 3,—; Gries, F. E. 2,—; Hochfretscham, F. M. 42,—; Hafing, F. N. 4,—; Haiming, F. Sch. 48,—; Heiligenblut, E. B. 33,—; Jrlbach, A. S. 6,—; Jungholz, Pfr. A. 3,—; Innichen, F. J. 3,—; Innsbruck, F. Sch. 2,—, M. Sch. 3,—, M. G. 2,20, W. 4,—; Kaltern, F. L. 4,—, M. v. B. 18,—; Klausen, A. L. 18,—; Lana, F. O. 35,—; Linz, E. J. 85,—; Lochau, G. E. 3,—; Mülland, F. B. 3,—, F. L. 2,—, Monj. M. 150,—; Mühlwald, v. Mehr. 74,—; München, E. K. 10,—, A. L. 12,—, L. K. 4,50; Neif, Sr. M. 4,—; Maisau, Schw. D. 3,—; Neufkirchen, M. K. 43,—, N. N. 50,—; Nifolsdorf, F. P. 8,—; Ob, F. K. 60,—, B. Sch. 6,—; Oberdrauburg, S. W. 6,—; Oberlienz, von Mehr. 645,—; Dp-ping, F. W. 5,—; Punders, M. G. 24,—, A. K. 10,—, Ung. 30,—; Pedraces, A. T. 100,—; Pichl, F. H. 8,—; Namsingeg, U. M. 10,—; Regensburg, F. H. 3,—; Ranegg, F. W. 2,—; Rüstorf, T. Sch. 3,—; Ruprechtshofen, Ven. S. 20; Sierning, K. J. 125,—; St. Marein, M. M. 2,—; Salzburg, B. D. 4,—; Spital, K. J. 3,—; St. Pauls, Ven. v. B. 8,—; St. Magdalena, R. A. 3,—; Steinfirch, D. 6,—; Schleiten, von Mehr. 395,—; Terlan, A. D. 8,—, F. E. 8,—; Taufers, Koop. M. 46,—; Trient, M. P. 48,—; Tristach, Pft. A. 8,—; Taitzen, A. S. 14,—; Unterbrud, F. H. 10,—; Untermoj, E. D. 10,—; Vandanz, C. Sch. 7,—; Waizenkirchen, R. K. 4,—; Wartberg, A. G. 4,—; Willersdorf, K. E. 38,—; Wald, E. D. 12,—; Waldauerbach, M. T. 4,64.

Zur Perfolvierung von hl. Messen: Afers, N. N. 3,—, D. 2,—; Albeins, F. M. 4,—, F. F. 4,—; Aimer, F. M. 10,—; Brigen, N. N. 1,50, M. 50,—; Bludenz, A. B. 10,—; Brohl, Pft. L. 9,—; Cöln, St. Mar. 55,10; Eggkofen, Benef. B. 928,05; Eibenbergeramt, A. U. 3,—; Fllirsch, M. E. 20,—; Grieskirchen, M. G. 300,— u. 150,—; Gufidaun, Pft. 4,—; Gonsdorf, F. J. 45,—; Hochfretscham, F. M. 195,—; Immenstadt, A. P. 13,50; Klepau, F. E. 30,—; Kessling, G. J. 66,—; Linz, E. J. 15,—; Murnau, K. U. 22,72; Niederfeld, A. M. 6,—; Pfunders, M. G. 12,—, 21,—, A. D. 12,—; Piering, K. S. 150,—; Rech, M. W. 6,—; Schidlberg, F. S. 4,—; Saitlauf, Pfr. K. 15,—; Salzburg, St. Petr.-Sod. 373,62; Sierning, K. J. 100,—; Siegburg, K. M. 15,15; Schönöging, F. S. 18,—; Schörfling, M. G. 4,—; St. Kassian, M. G. 50,—; St. Ulrich, D. G. 20,—; Toblach, S. B. 5,—; Unterbrud, F. H. 40,—; Untermoj, E. D. 10,—; Wahrn, M. P. 20,—; Weidental, Ung. 10,—, A. G. 6,—.

Für Bischof Gener: Müntereifel, Sch. E. 300,— (f. 100 heil. Messen); Freiburg, Herder 790,—, 27,27; Wien, F. A. 2,—; Steyr, Br. E. 100,—; Toblach, A. W. 10,—; Rüstorf, T. J. 24,—; Linz, M. S. 20,—.

Zur Taufe von Heidentindern: Brigen, Tertio 21,20; Cöln, Sta. Mar. 60,— (Klothilde, Anna), 63,— (Maria, Anna); Eggkofen, G. P. 90,—; Hohenems, R. K. 20,— (Marianne); Immenstadt, A. P. 31,50 (Leo); Lana, F. D. 27,— (Alois); Maisau, Kind. G. 28,— (Karolina, Wilhelmine); Oberlienz, A. M. 40,— (Anton, Maria), Th. K. 40,— (Theresia, Franz); F. T. 60,— (Josef, Andreas, Karolina), M. K. 40,— (Barthol., Julie); Ob, F. K. 40,— (Josef Anton, Maria Josefa); Nheindorf, B. J. F. 37,50; Sierning, K. J. 125,—; Taitzen, M. S. 20,— (Philomena); Wien, B. M. 30,— (Stephan); Wolfs-egg, A. W. 40,— (Maria).

Briefmarken liefen ein aus: Brigen, Innsbruck, Leifers, Teis, Tugla.

Briefkasten.

Infolge eines Versehens in der Expedition der Buchdruckerei „Carinthia“ in Klagenfurt gelangte ein Großteil der Nummer November-Dezember 1917 zur Versendung, ohne daß den Heften eine Zahlkarte beigelegt worden wäre, so daß den P. T. Abonnenten bei Einzahlung ihres

Bezugspreises insfolgedessen eine Mehrausgabe an Porto erwuchs. Wir ersuchen um gütige freundliche Entschuldigung dieses unliebsamen Vorkommnisses seitens genannter Druckerei und bitten, daselbe dem Umstande zugute zu halten, daß, wie überall, eben auch in diesem Betriebe



Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift

der Söhne des heiligsten Herzens Jesu,
(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

Dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der Söhne des heiligsten Herzens Jesu und sucht Verständnis und werkfätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika).

Der „Stern der Neger“ erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Milland bei Brixen (Südtirol) herausgegeben.

Abonnementspreis ganzjährig mit Postversendung 2 K — 2 Mk. — 3 Fr.

Der Heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohlfürern den apostolischen Segen erteilt. Für die Wohlfürer werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Leitmeritz, Linz, Olmüt, Marburg, Orient, Triest und Wien.

Heft 1/2

Jänner/Februar 1918.

XXI. Jahrgang.



Allen verehrten



Lesern u. Leserinnen des „Stern“

entbieten wir



zum Jahreswechsel die herzlichsten Grüße
sowie unsere aufrichtigsten Segenswünsche!



Möge Gott der Herr sich würdigen, in gegenwärtiger schwerer
Kriegszeit besonders freigebig die Beweise seiner Güte und
Liebe, sowie seines allmächtigen Schutzes euch allen zu geben,
die ihr in edler Bundestreue dem Heiland behilflich seid, das
Reich seiner Liebe in den Herzen der armen Heiden zu be-
gründen und zu festigen.

Die Redaktion.



Die Magier auf der Suche nach dem König der Juden.

Die Offenbarung Christi vor der Welt beginnt bei den Heiden. Im Osten erschien den Magiern ein Stern und verkündete ihnen, den Fremden, die Geburt des Königs der Juden. Sie bringen alsdann die erste Kunde hievon nach Jerusalem. Aber statt Jubel und Freude ist Schrecken die Antwort, die sie in der Hauptstadt der Juden bekommen, Schrecken bei König und Volk. Und doch ist bei Israel die Offenbarung des Alten Bundes niedergelegt. — Welch auffallender Gegensatz zwischen Heiden und Juden! Diese heidnischen Männer inmitten Jerusalems als Verkündiger des Königs der Juden, der in Bethlehem geboren ist. Jahrhunderte hat man auf ihn geharrt, und bei der frohen Nachricht seines Kommens: Schrecken auf allen Gesichtern!

So viel auch die Legende über die drei Könige zu erzählen weiß, das Evangelium sagt nur sehr wenig. Sie kommen aus dem Osten, sind also Fremde in Jerusalem; sie fragen nach dem König der Juden, sind also selbst keine Juden. Von ihrer Zahl und ihrer königlichen Würde, ihrem engeren Vaterlande steht in der Heiligen Schrift nichts. Sie waren Magier: nicht Gaukler und Wahrsager, die sich damals in der römisch-griechischen Welt umhertrieben, wie Simon der Magier oder jener Thymas beim Prokonsul von Chpern, sondern Magier aus dem Osten, wo es in Babylonien, Medien und Persien „Magier“ gab, angesehene Priester, die sich mit Sternenkunde und ähnlichen Wissenschaften abgaben. Ihnen erschien also der Stern des Judenkönigs bei seinem Aufgang. Daraus wissen sie, daß er geboren ist, und deshalb sind sie gekommen, ihm zu huldigen. Gott hat da-

für gesorgt, daß sie die Bedeutung des Sternes erkannten; wie, sagt das Evangelium nicht. Die Kunde, welche der Stern von der Geburt dieses „Königs der Juden“ gab, schloß für sie die Weisung ein, ihn aufzusuchen und ihm zu huldigen. Das Wie ist uns wieder unbekannt. — Genug, sie sahen den Stern und verstanden seine Sprache; sie hörten seine Weisung und kamen nach Jerusalem, der Hauptstadt des Judenlandes. In Israels Metropole herrscht das Leben und Getriebe des Alltags, trotzdem kaum zwei Stunden entfernt das größte Ereignis der Weltgeschichte sich abgespielt hat. Was der fromme Sohn Abrahams seit Jahrhunderten ersehnt und erbeten, weiß man in der Hauptstadt nicht. Besser ist ihr die neueste Grausamkeit des fremden Tyrannen Herodes bekannt, die er soeben verübte, die Ermordung seiner zwei Söhne. Nun müssen von weither Heiden kommen, um die Juden auf ihr Glück hinzuweisen, das ihnen geworden ist in ihrer eigenen Mitte. Heiden wissen, daß der Messias geboren ist, denn sie haben seinen Stern gesehen. Auch sie hatten wohl auf ihn geharrt und freudig sind sie hergezogen, und was anderes als Freude und Jubel konnten sie in Jerusalem erwarten? Aber man weiß nichts! — Sollte nicht wenigstens ihre Botschaft helle Freude wecken? Doch Israel erschrickt bei der Kunde, daß der große „König der Juden“ da ist, — und Herodes, der fremde Eindringling und Tyrann? Schnell hatte er seine Pläne gefaßt, als er von einem „neugeborenen König der Juden“ hörte. Er wollte ihn verderben. Darum stellte er durch die Magier die Zeit des Sternes fest, wie er

auch zu diesem Zweck bei den Juden sich den Geburtsort des Messias hatte angeben lassen. Allein er war nur ein Werkzeug in der Hand Gottes, der durch ihn die Magier auf den rechten Weg führen ließ und dann die Anschläge des Tyrannen selbst bereitete. Nachdem die Weisen aus der Hand des He-

zu sehen. Jerusalem liegt hinter ihnen, wo sie fast wie aus der Höhle des Löwen entronnen sind. Und vor ihnen strahlt am Himmel über Bethlehem das Licht des Sternes, der sie in Gottes Auftrag zum Heiland geleitet. Sie betreten das Haus und finden dort in dem Kinde auf dem



... Und sie fanden den Knaben mit Maria seiner Mutter . . . und sie brachten ihm Geschenke dar, Gold, Weihrauch und Myrrhen.“

rodes entkommen waren, sandte ihnen Gott wieder den Stern, der ihnen bis nach Bethlehem den Weg zum Heiland zeigte und sie mit Freuden erfüllte, weil sie sich unter Gottes Führung wußten.

Es ist ein tröstliches und erhabenes Bild, die Weisen so unmittelbar vor ihrem Ziele

Schoße seiner Mutter den neugeborenen König der Juden, den sie gesucht hatten. Auch hier glauben sie dem Himmel, der sie geführt; sie fallen nieder und bringen dem Kinde huldigend ihre Gaben dar: Gold, Weihrauch und Myrrhe. Es sind die Gaben der Fremde. Einst hatte Salomon

seine Flotte ausgesandt, um aus der Ferne diese Schätze in sein Reich zu holen; zum neuen Friedensfürsten kommt die Fremde selbst, sie ihm zu bringen. Das Land Israel hat keine Gaben für seinen König, aber die Fremde weihet ihm das Beste, was sie zu bieten hat; das Kostbarste, was sie besitzt, ist ihr Tribut an den neugeborenen König der Juden. Und sein Gegengeschenk übertrifft alles, was sie ihm geben können; denn er schenkt sich ihnen als Erlöser und damit alles, was nicht die Erde, sondern der Himmel zu bieten vermag.

Wir alle stehen diesem Geheimnisse un-
gemein nahe. Wir sehen in ihm unsere
eigene Berufung zum Christentum vorge-
bildet. Die Könige sind die Erstberufenen
und Erstlinge, die Stammesfürsten der
Heidenkirche. Ihnen nach haben alle Hei-
denvölker die Kreuzfahrt zu Christus an-
getreten, und wir sind die letzten Ankömml-

linge. Wir sind in das Erbe der Juden
eingetreten, nicht durch unser Verdienst,
sondern durch die Gnadenwahl Jesu
Christi, der uns, da wir fern waren, ge-
rufen hat in das wunderbare Licht seines
Glaubens und seiner Kirche. Dafür müs-
sen wir aus ganzem Herzen dem Herrn
Dank sagen. Die Betätigung dieses Dan-
kes soll auch darin bestehen, daß wir etwas
zur Befehrung der Heidenwelt. Wie
traurig, daß der größere Teil der Mensch-
heit noch im Schatten des Todes sitzt! Des-
halb flehen wir die Könige um ihre Für-
bitte und den Heiland,* der das Licht der
Heiden ist, um seine Barmherzigkeit an
und beteiligen uns am Werke der Glau-
bensverbreitung. Das fordert der Dank
für die große Gnade des Glaubens, das
Mitleid mit den armen Heiden, unseren
Brüdern, und der Eifer für das Reich
Christi. P.



Dr. Ignaz Knobler,
apostolischer Propikar der katholischen Mission in Zentralafrika.

(Zu seinem 60. Todestag, 13. April 1858.)

Von Dr. F. C. Mittrerrugner.



I.

**Knoblers Jugendjahre, Studien, Be-
stimmung.**

„Er hat die Länder fremder Völker bereist und
Gutes und Böses unter den Menschen erfahren.
Sein Andenken wird nicht erlöschen und sein
Name wird wiederholt werden von Geschlecht zu
Geschlecht.“

Diese Worte — nach Sirach 39, 5. 13
— bilden den Anfang einer Inschrift auf
dem Marmor-Denkstein, welchen die waf-
tern Slowenen einem ihrer hervorragend-
sten Söhne, dem apostolischen Propikar Dr.
Knobler in der Kirche seiner Heimat ge-
setzt haben. Und in der Lat: steht Knobler
als energischer und begeisterter Glaubens-

bote in seltener Größe da, so glänzt er
nicht minder als kenntnisreicher eifriger
Jünger und Förderer der Wissenschaft
und als einer der treuergebensten Söhne
seines Vaterlandes. Es bedarf also wohl
keiner Entschuldigung, daß wir dem Apo-
stel Inner-Afrikas durch diese kurze Le-
bensskizze * auch ein ehrendes Andenken
setzen.

* Die hiezu notwendigen Daten verdanken wir teils den
gütigen Mitteilungen des Herrn Pfarrers von St. Cantian,
Johann Kunstel; den Herren Professoren L. Grovat in
Rudolfswert und F. Marn in Laibach; dem Studierenden
A. Fabčić in Rudolfswert; teils entnahmen wir dieselben den
Briefen des Verewigten und seiner Untergebenen, den Jahres-
berichten des Marienvereines und dem Buchlein: „Abun a
Soliman, welches Anton Umek im Jahre 1868 zu Laibach
in slovenischer Sprache herausgegeben hat.“

St. Cantian bei Gutenwert (Skocijan pri Dobravi) ist sein Geburtsort, der in Unterkrain im Dekanat Gurkfeld liegt und zur Diözese Laibach gehört. Seine braven Eltern (Ignaz und Ursula) besaßen dort ein mäßiges Bauernanwesen und hatten fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter. Unser Ignaz war der älteste Knabe, geboren am 6. Juli 1819. Da die Eltern an ihm gute Anlagen bemerkten, schickten sie ihn im Alter von sieben Jahren in die Schule nach Kostanjevica (Landstraß) und das folgende Jahr nach Cilli. In den Jahren 1829 bis 1831 finden wir ihn in der Normalschule zu Rudolfswert oder Neustadt (Novomesto), wo er gleich im 2. Semester des ersten Jahres ein Vorzugszeugniß erhielt, das sich aber im folgenden Jahre — aus uns unbekanntem Gründen — in eines mit „drei mittelmäßig“ verwandelte, weshalb man ihn verurteilte, diesen Jahrgang gründlich zu studieren, d. h. zu wiederholen. Im Jahre 1831 trat er in das dortige Gymnasium über, dessen Kataloge beweisen, daß er in den drei ersten Jahren ein recht braver, in den drei letzten ein eminenterer Student war.

Über seinen Charakter jener Zeit außer der Schule liegen uns einige Notizen vor, die wir der Aussage seiner damaligen Quartiergeber verdanken. „Knoblecher hatte ein tiefsinniges in sich gefehrtes Wesen: lustige und lärmende Gesellschaften liebte er nicht, verkehrte viel lieber mit gereiften Männern als mit muntern Jünglingen, aber in Zirkeln, die ihm zusagten, konnte er sehr munter und liebenswürdig sein und war so der Liebling ernstlicher Männer. An einem gefaßten Entschluß hielt er energisch fest und verteidigte seine Ansichten mit einem gewissen Starrsinn, der ihn der leichtern Jugend gegenüber oft als abstoßend erscheinen ließ. Talent hatte er

kein hervorragendes, dafür aber einen wahrhaft eisernen Fleiß. Des Morgens um 4 Uhr aufzustehen, gehörte zu seiner Tagesordnung; des Abends war er regelmäßig der Vorbeter beim Rosenkranz, im Besuche des Gottesdienstes pünktlich, auf dem Hin- und Rückweg meist ganz allein. Dabei war er ein warmer Freund der Natur: jede Pflanze, jedes Tierchen gab ihm Anlaß zu frommer Betrachtung.“

Schon als Studentlein hatte er eine dunkle Ahnung seines künftigen Berufes, der ihm denn auch vom Jahre 1836 an als der herrlichste erschien, nachdem er seinen berühmten Landsmann Bäruga, apostolischen Missionär und späteren Bischof, bei den Indianern Nordamerikas in Laibach gesehen und dessen Berichte gelesen hatte.

Von diesem Gedanken erfüllt bezog Knoblecher im Herbst 1837 das Lyzeum von Laibach, die beiden philosophischen Kurse zu machen. Die Natur- und Weltgeschichte waren seine Lieblingsfächer; nebenbei betrieb er das Studium der neuern Sprachen, um sich so von der Ferne zu seinem Apostelamte vorzubereiten. Dieses Studium setzte er auch als Schüler der Theologie (1839—1841) im Alexikal-Seminar zu Laibach eifrig fort und lernte in diesen zwei Jahren — ohne die theologischen Fächer zu vernachlässigen — mit Vorliebe hebräisch, arabisch, syrisch und chaldäisch.

Während des zweiten theologischen Kurses wandte sich Knoblecher mit seiner Herzensangelegenheit an den Fürsten Mtieri, damaligen päpstlichen Nuntius am kaiserlichen Hofe zu Wien. Er empfing eine ermunternde Antwort. Nach Beendigung des Schuljahres verließ er am 27. August 1841 die Heimat und reiste nach Rom. Mit schwerem Herzen schied er von den Eltern, nur gestärkt durch den Hinblick auf die hohe Bestimmung und aufgemuntert durch

die weisebollen Worte des damaligen Orts-
pfarrers Johann Zlotar.

Am 7. September langte er zu Rom an.

Besuch der Jesuiten-Kollegien, wie auch die
Sprachstudien in der Propaganda wurden
ihm gestattet. Trotzdem, daß er schon die



Dr. Ignaz Knoblecher, Apostolischer Provikar von Zentralfrika.

Er hatte gehofft, in der Propaganda Auf-
nahme zu finden, allein diese war ihm auf
unbestimmte Zeit verweigert und nur der

erste seiner Hoffnungen scheitern sah, ließ
er sich nicht abwendig machen, den betre-
tenen Weg zu verfolgen, und keine Sorge,

kein Kummer entmutigten den entschlossenen Jüngling, obwohl er sogar mit Nahrungsforgen kämpfen mußte; denn das wenige Reisegeld, eigentlich nur bis Rom berechnet, hatte er in kurzer Zeit verausgabt und so drückte ihn die Not täglich härter. Ganz fremd in der Weltstadt, fern von seinem Vaterlande und von keiner Seite Abhilfe hoffend, erhob er das Herz zu Gott mit der glaubensfesten Ergebung: Herr! dein Wille geschehe!

Knoblechers Briefe aus Rom (vom 24. November 1841 und 11. Feber 1842) gewähren uns einen tiefen Einblick in die äußerst drückenden Verhältnisse, in sein unbegrenztes Gottvertrauen, seinen unerschütterlichen Mut, seine feurige Begeisterung. „Oft ist es geschehen“ — schreibt er — „daß ich eine Woche, auch ganze 14 Tage keine warmen Speisen genossen und Brot und Wein fast meine ganze Nahrung ausmachte; dennoch bin ich viel lebhafter, als ich es in Krain gewesen, habe eine blühendere Gesichtsfarbe und fühle mich stärker als je. Von dem sog. Heimweh, worüber die Nordländer hier sehr viel klagen und deshalb oft in Schwermut und sogar in Muzzebrung verfallen, empfinde ich wohl wenig; was ich davon empfinde, nenne ich lieber Heimwohl als Heimweh; denn wenn ich an mein teures Vaterland zurückdenke, so werde ich nur erheitert und gehe dann neu aufgemuntert an meine Berufsarbeit.“ — Als diese seine kümmerliche Lage in Laibach bekannt wurde, ermangelte der dortige Fürstbischof Alois Wolf nicht, ihm eine ergiebige Geldunterstützung zu senden, was später zu wiederholtenmalen geschehen ist. Auch unter der Landgeistlichkeit wurde eine Sammlung veranstaltet und deren Ertrag nach Rom geschickt. Obgleich diese Gelder zur rechten Zeit in Rom eintrafen, gelangten sie doch nicht in die Hände des Adressaten, und während das

Geld beim Postamte lag, mußte Knoblecher buchstäblich „Hunger leiden“ — erst nach acht Monaten kam er in dessen Besitz! Mittlerweile hatte ein Freund ihm eine Stelle als Erzieher bei einer dänischen Familie (Thorwaldsen) gefunden. Nachdem er die Erlaubnis von seinen Vorgesetzten eingeholt hatte, begleitete er im Sommer 1842 diese Familie über Florenz, Verona, München, durch Böhmen, Sachsen, Preußen nach Hamburg und von da nach Kopenhagen. Hier blieb er bis zum Oktober; denn er hatte die Erlaubnis zur Reise nur unter der Bedingung erhalten, daß ihm diese für seine Berufsbahn zu keinem Nachteil gereiche, weshalb er bis zum Beginn des Schuljahres (November) wieder in Rom sein müsse.

Die Rückreise machte er über Hamburg, Havre, Paris, Marseille, Civitavecchia. Aus Rom schreibt er (25. November 1842): „So bin ich nun wieder im Hafen der Ruhe, in der heiligen Stadt, frisch und gesund, neu belebt und noch mehr begeistert und entschlossen, mich für den großen Kampf zu rüsten.“ Jetzt erhielt er auch die im Frühlinge aus Laibach abgesendeten Gelder und ward somit weiterer Nahrungsforgen überhoben.

Im Jahre 1843 wurde er unter die Zöglinge der Propaganda aufgenommen, und gelobte — nach herkömmlicher Weise — als unerläßliche Bedingung am St. Petri-Fest 1844 feierlich: den Vorstehern derselben pünktlich zu gehorchen und ihnen aus den europäischen Missionen jedes Jahr, aus denen in andern Weltteilen aber jedes zweite Jahr über das Gedeihen seiner Mission Bericht zu erstatten.

Über den Empfang der heil. Weihen schreibt Knoblecher: „Am 2. März 1845 erhielt ich vom Cardinal Patrizi, Vikar Sr. Heiligkeit, in der Kapelle des römischen Seminars die heil. Weihe des Sub-

diakonats; am 8. März von demselben Cardinal in der weltberühmten Kirche St. Johann von Lateran die Weihe des Diakoniats. Am 14. März brachte ich am Altare Franconi, Präfecten der Propaganda, in seiner Hauskapelle die Weihe des Presbyteriats. Am 14. März brachte ich am Altare der Kirche des Profekthauses der Gesellschaft Jesu das erste heil. Opfer Gott dem Allmächtigen dar.“ — Nun sollte Knobler einer Mission zugeteilt werden. Aus einem Briefe desselben vdo. Rom 10. Jänner 1846 ersehen wir, daß er anfänglich für eine Mission in Hindostan bestimmt wurde. Er war bereits reisefertig und zählte nur noch wenige Tage bis zur Abfahrt; allein plötzlich erfuhr er, daß die Propaganda ihn zu der katholischen Gemeinde nach Stockholm schicken wolle, da man von dort um einen der deutschen und französischen Sprache kundigen Priester gebeten hatte. Er trennte sich schwer von seiner Lieblingshoffnung, unter den Heiden zu wirken; doch faßte er auch diese neue Bestimmung von höherem Standpunkte auf. Die Ansichten, die er in einem Briefe über beide Missionsplätze ausspricht, zeigen uns einerseits den tiefen Denker und anderseits den begeisterten Kämpfer für die Verbreitung des Glaubens. Allein auch nach Schweden sollte er nicht gehen, und in kurzen Zwischenräumen wurde er „für drei ebenso interessante als voneinander weit entfernte Missionen“ vorge schlagen, nämlich für eine neu zu eröffnende in Australien, für eine zweite in Hindostan, und für eine dritte in Persien. Mit großer Sach- und Länderkenntnis und einer des Gegenstandes würdigen Begeisterung entwirft er in dem erwähnten Briefe eine lebendige Schilderung der verschiedenen Missionsstationen. Er wurde für Persien bestimmt. Eilig brachte ihm sein väterlicher Freund Cardinal Mezzo-

fanti eine persische Grammatik, und mit der bekannten Energie und Ausdauer verlegte sich Knobler auf das Studium von Sprache, Lebensart, Sitten und Gebräuchen des seiner Tätigkeit bestimmten Wirkungskreises. Mittlerweile hielt er mit noch neun Kollegen unter Leitung des Rektors in der Propaganda, P. Maximilian Rylo, Missionen im Apenninengebirge der Sabina, und er schildert uns seine Lage in dieser Zeit mit beredten Worten. Hier feierten diese Freunde auch ihr Abschiedsmahl, da sie in kurzer Zeit in alle fünf Welttheile zerstreut werden sollten. Während sich aber der Glaubensapostel für seine Mission in Persien vorbereitete, erhielt er die Nachricht, daß er auf eine baldige Abreise aus Rom verzichten sollte, indem die Propaganda ihn dort behalten wolle. Es war nämlich im Plane, ein griechisch-ruthenisches Kollegium nebst einer altslawischen Lehrkanzel in der Propaganda zu errichten. Knobler sollte diese Kanzel und die Stelle eines Vize-Rektors im neuen Kollegium übernehmen. Diese hohe Anerkennung seiner Tüchtigkeit und seines Glaubenseifers von seiten der Vorgesetzten nennt er „seine härteste Probe“. Der lang gehegten Hoffnung auf eine auswärtige Mission entsagen zu sollen, habe ihm einen harten Kampf gekostet; und in einem Brief schildert er uns diesen Seelenkampf, indem er uns zugleich tief in seine edle, begeisterte Seele hineinblicken läßt. Er entschied sich endlich, seine Obern dringend zu bitten, die ihm zugebachte Auszeichnung einem andern zuzuwenden, ihn aber in eine auswärtige Mission zu schicken, Nur ungerne wurde ihm die Bitte gewährt, und er sollte „nach freigestellter Wahl“ in das große Vikariat von Ugra nach Indien gehen. Allein auch bei dieser Bestimmung blieb es nicht, erschien für größere Zwecke vorbehalten zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Wie stellst du es nur an, immer froh und heiter zu sein?

Bericht des P. B. O. M. J.

In einem Negerdorfe, welches von dem Häuptling Vithlatsa beherrscht wird, wohnte vor drei Jahren eine erst kürzlich verehelichte junge Frau. Sie hatte den Unterricht der Protestanten besucht und war schließlich Calvinistin geworden. Die junge Frau war stets traurig, während eine andere junge Frau desselben Dorfes, die aber der katholischen Religion angehörte, immer froh und heiter ausschaute. Eines Tages ging die junge Protestantin zu ihrer katholischen Freundin und sagte: „Wie stellst du es nur an, immer so froh und heiter zu sein? Gib mir doch deinen Katechismus und dein Gebetbuch, ich möchte sie so gern näher kennen lernen!“

Natürlich ließ die junge Katholikin ihr die gewünschten Bücher mit größter Bereitwilligkeit, und als die Protestantin sie ihr nach drei Tagen wiederbrachte, sagte sie: „Wie glücklich bist du doch, einer so schönen Religion anzugehören. Sie enthält wirklich alles, was den Menschen glücklich machen kann. Ihr habt zum Beispiel die Beichte. Wir haben wohl auch eine Art Beichte, wir sollen unsere Sünden dem lieben Gott bekennen, sagen unsere Missionäre. Es ist freilich nicht schwer, seine begangenen Fehler dem lieben Gott zu bekennen, der sie ja ohnehin schon weiß, sehr schwer aber ist es, zu wissen, ob der liebe Gott uns dieselben auch wirklich verziehen hat. Ihr dagegen habt in eurer Religion ein ganz untrügliches Kennzeichen der erlangten Verzeihung. Ich erinnere mich, einmal in meiner Bibel einige Worte gelesen zu haben, die mir viel Kopfzerbrechen verursacht haben, nämlich: „Empfanget den Heiligen Geist! Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen

sind sie nachgelassen, und welchen ihr sie vorbehalten werdet, denen sind sie vorbehalten.“ Gott hat also Menschen, seinen Jüngern und ihren Nachfolgern die Gewalt verliehen, Sünden zu vergeben. Ihr Katholiken seid also sicher, daß ihr wirklich Verzeihung eurer Sünden erlangt habt, wenn ihr dieselben beichtet und alle von euren Priestern geforderten Bedingungen erfüllt, sobald der Priester die Lossprechungsworte über euch ausspricht. Wie glücklich muß euch diese Gewißheit machen. Außerdem habt ihr in eurer Religion die wirkliche Gegenwart des Herrn. Wenn der liebe Gott wirklich so gut ist, wie unsere Missionäre es uns unaufhörlich wiederholen, so hätte er doch auf der Erde irgend etwas von sich zurückgelassen, als er in den Himmel zurückkehrte; nicht nur eine Erinnerung, wie unsere protestantischen Missionäre sagen, sondern etwas von seiner heiligen Person; von einer bloßen Erinnerung hat man nicht viel, das genügt dem liebenden Herzen nicht. Das finde ich nun eben in eurer Religion. Der Herr ist bei euch im Tabernakel wirklich persönlich gegenwärtig, zwar verborgen unter der Gestalt des Brotes, aber doch wahrhaftig gegenwärtig, um eure Guldigungen, eure Bitten in Empfang zu nehmen. Er will zugleich auch die Nahrung eurer Seele sein. Ich kann es nicht mehr länger so aushalten, führe mich zu eurem Missionär, ich will katholisch werden.“

Die junge Frau erfüllte sogleich die Bitte ihrer protestantischen Freundin und führte sie zum katholischen Missionär. Als derselbe staunend bemerkte, wie gut sie unterrichtet war, und als er ihr glühendes

Verlangen nach der Taufe sah, nach der sie sich so sehnte, um beichten und kommunizieren zu können, taufte er sie ausnahmsweise schon nach dreiwöchiger Vorbereitung, während sonst die Katechumenen mindestens ein Jahr lang unterrichtet und geprüft werden. **Zürfischer Rauchfangkehrer**



Die junge Christin zeigte sich für die empfangene Gnade nicht undankbar. Alle Sonntage kam sie zur heiligen Messe, obgleich sie elf Meilen weit zu gehen hatte. Niemals erschien sie allein, stets mußte sie die eine oder die andere ihrer heidnischen

oder protestantischen Gefährtinnen mitzubringen, um sie auf diese Weise mit uns Missionären bekanntzumachen. So gelang es ihr innerhalb eines Jahres, mehrere zu bekehren.

Der wahrhaft bewunderungswürdige Seeleneifer dieser jungen Frau und die immer größer werdende Anzahl der Katholiken in ihrem Dorfe bestimmten mich endlich dazu, daselbst eine Missionsstation zu gründen. Sobald mein Plan bekannt wurde, boten die Protestanten alles auf, um denselben zu vereiteln. Die Frau und die Mutter des Häuptlings, welche protestantisch waren, suchten bei demselben ihren ganzen Einfluß geltend zu machen, damit er uns seine Erlaubnis verweigere. Zum Glück beteten unsere Christen unterdessen eifrig zu Unserer Lieben Frau von der immerwährenden Hilfe, welche die neue Mission geweiht werden sollte.

Nach mehreren Verhandlungen bewilligte mir der Häuptling endlich eine Audienz, damit ich das zur Gründung erforderliche Terrain selbst auswählen könne. Ich sagte ihm kurz und bündig, daß ich ein Terrain mit gutem Wasser haben müsse.

Er zeigt mir nun ein feuchtes, sumpfiges Stück Land zur Linken seines Dorfes. „Wenn du dieses Land haben willst, so schenke ich es dir,“ sagte er. — Dieses Stück Land kann ich nicht gebrauchen,“ antwortete ich ihm, „du hast Kinder und du wirst nicht wünschen, daß sie krank werden, das würde aber unfehlbar der Fall sein, wenn ich in diesem Sumpfe eine Schule baute.“

Darauf zeigte er mir ein anderes Terrain. Daselbe war malerisch auf einer kleinen Hochebene gelegen. „Siehe,“ sagte er,

„das ist ein sehr gesunder Ort, willst du ihn haben?“ — „Er kann mir ebenfaus nichts nützen,“ antwortete ich, „der Ort hat kein Wasser, und ich habe nicht wie du eine Menge Frauen, die das Wasser aus der weit entfernten Quelle holen können. Zeige mir ein anderes Stück Land.“

Jetzt zeigte er mir den Abhang eines ziemlich entfernten Hügels, wo sich mehrere schöne Quellen befanden. „Möchtest du deine Mission nicht auf diesem Abhange erbauen?“ fragte er mich. — „Ich kann nicht, das wäre zu weit entfernt vom Dorfe und deine Kinder würden zu müde werden, wenn sie in die Schule gehen.“

Nun begann er unwillig zu werden und sagte: „Du bist wirklich sehr schwer zu befriedigen, wo willst du denn eigentlich deine Mission errichten?“ — „Hier,“ sagte ich, indem ich ihm ein schönes, von einer prächtigen Quelle bewässertes Stück Land zeigte, welches am Fuße des Felsens, wo wir standen, und ganz in der Nähe des Dorfes lag. „Das ist für mich wie geschaffen.“ — „So? Aber ich kann es dir beim besten Willen nicht geben, das Land gehört meinem Onkel, er hat es von meinem Großvater, dem König Mosesch, erhalten, ich kann es ihm doch nicht wegnehmen, um es dir zu geben.“ Bei diesen Worten wandte er sich an sein Gefolge sogenannter „Räte“, hoffend, daß sie seine Weigerung bestätigen würden. Diese jedoch sagten im Gegenteil, daß man mir das Stück Land sehr gut überlassen könne. Der Häuptling mußte also gute Miene zum bösen Spiele machen und sagte: „Wenn du es durchaus haben willst, so muß ich es dir wohl geben. Du kannst dich also hier niederlassen.“

Da ich jedoch immer noch fürchtete, er würde sein gegebenes Wort zurücknehmen, wurde ein schriftlicher Kontrakt geschlossen und einem der fürstlichen „Räte“ übergeben. Die Mutter Gottes hatte also wieder

einmal über die Umtriebe der Protestanten gesiegt.

Der Häuptling kam oft, um die begonnenen Bauarbeiten zu besichtigen, seine Frau und seine Mutter wagten allmählich auch, uns zu besuchen, und schließlich interessierten sie sich so sehr für die entstehenden Gebäude, daß sie deren Vollendung gar nicht erwarten konnten.

Diejenige jedoch, welche die eigentliche Veranlassung zu dieser Neugründung gegeben hatte, sollte den Beginn derselben nicht schauen. Ihr Gatte hatte noch vor der Ankunft der Missionäre das Dorf verlassen, um sich wo anders anzusiedeln. Natürlich mußte seine Frau ihn begleiten. Sie setzt aber in der neuen Heimat ihr Befehrungswerk eifrig fort und bringt jeden Sonntag einige ihrer Freundinnen zur heiligen Messe in die nächste Missionsstation mit.

So ist denn die neue Station zu Unserer Lieben Frau von der immerwährenden Hilfe gegründet — aber es fehlt ihr noch alles. Kirchengerate, Paramente usw., nichts ist vorhanden. Auch die Schule wartet noch auf ihre innere Einrichtung, und sie wird wohl noch lange warten können, wenn niemand uns zu Hilfe kommt.

Ich erlaube mir daher, die Bitte auszusprechen, diese unsere neue Station der Mildthätigkeit der großmütigen Leser anzuempfehlen, sie werden ihr dieselbe gewiß nicht verweigern.

Ein anderesmal erzähle ich dann von unseren übrigen Missionen, besonders im Basutolande; es fehlt uns nur an Personal, um die schönsten Blüten und Früchte zu erhalten. Möge Ihr so schönes Werk uns für beides sorgen helfen, die innigsten Dankesworte unserer Missionäre und Christen werden es Ihnen vergelten.



Meine Erfolge als Arzt.

Von einem Missionär.



Ich habe immer sagen hören, daß es gut ist, wenn ein Missionär etwas von der Arzneikunde versteht. Leider konnte ich während meiner Vorbereitungszeit nichts derartiges lernen, und meine Begriffe nach dieser Richtung hin waren also höchst mangelhaft, als ich von meinen Obern nach Bangalala, in den Bergen von Zanguebar, geschickt wurde. Allzu demütig will ich aber doch nicht sein und deswegen gleich einräumen, daß ich in verschiedenen Fällen die heilsame Wirkung des Bittersalzes erprobte und mir bald meine Geschicklichkeit in Anwendung desselben nicht mehr verhehlen konnte. Doch machte ich auch einige schlimme Erfahrungen, die mein Vertrauen wieder erschütterten.

So kam eines Tages mein Koch auf mein Zimmer gelaufen und hielt mir heulend seinen verbrannten Zeigefinger hin.

„Was hast du denn gemacht?“ fragte ich ihn mitleidig.

„Den Finger zu tief in den Topf gesteckt,“ erwiderte er. „Ich habe sehen wollen, ob deine Fleischbrühe heiß genug ist.“

Obwohl mich die Entdeckung, daß die schwarzen Finger meines Koches als Thermometer für meine Fleischbrühe dienten, nicht besonders angenehm berührte, so wollte ich doch dem Leidenden meinen guten Willen zeigen. Ich ging also an meine Hausapotheke, d. h. an das Glas mit Bittersalz, und rührte ihm eine gute Dosis mit frischem Wasser an. Er wehrte sich jedoch ganz entschieden gegen die Medizin und sagte mir unverblümt heraus, daß sie seinen verbrannten Finger nicht heilen könne. Ich suchte ihn vom Gegenteil zu

überzeugen, allein es war verlorene Mühe; kaum hatte ich den Rücken gewendet, so goß er den Tranke in meine Fleischbrühe.

„So, jetzt kannst du es ja selbst trinken, wenn es so gut ist!“ sagte er dazu mit schadenfrohem Grinsen.

Erst sechs Monate später erfuhr ich von dem unehrerbietigen Benehmen meines Koches; ein anderer Schwarzer war dabei gewesen und erzählte es mir wieder im Vertrauen. Ich nahm mir nun vor, meine medizinischen Kenntnisse soviel als möglich zu erweitern und mich nicht mehr auf die Bittersalzmethode zu beschränken, als ein unvorhergesehenes Ereignis mich plötzlich bei der schwarzen Bevölkerung in großes Ansehen versetzte.

Eines Morgens bekam ich hohen Besuch. Es waren drei vornehme Neger, welche einen weiten Marsch gemacht hatten, um mich in einer wichtigen Sache zu befragen. Nachdem die Grüße ausgetauscht worden waren, sagte der Älteste:

„Wir sind hieher gekommen, um dich zu sehen und mit dir zu sprechen.“

„Ich freue mich, euch zu sehen,“ entgegnete ich höflich. „Wo ist euer Dorf?“

„Weit von hier, ganz dort unten.“

„Wie heißt der Häuptling?“ fragte ich weiter.

„Gerade wegen des Häuptlings sind wir da. Er hat eine Krankheit, welche kein Ende nimmt. Unsere Medizinen will er nicht nehmen; er sagt, du sollst ihn behandeln. Er ist ganz steif und kann sich kaum bewegen, gehen kann er gar nicht mehr. Ich bin sein erster Minister, hier ist sein Neffe, welcher auch sein Erbe ist. Er will sehen, ob der Alte so weiter macht. . . Verstehst du?“

„Nicht besonders. — Vor allem sei so gut und sprudle mir die Worte nicht so ins Gesicht, damit ich mich nicht beständig abtrocknen muß. — Was den Häuptling betrifft, so muß ich erst seine Krankheit wissen, wenn ich ihn behandeln soll.“

„Die Krankheit sollst du uns sagen,“ bemerkte der Minister.

Da war guter Rat teuer. . . . Ich besann mich einen Augenblick und sagte dann halb selbstbewußt, halb verlegen:

„Es ist eben eine Krankheit. . .“

„An welcher der Alte noch nicht stirbt,“ fiel der Erbe mir ins Wort.

Ich muß gestehen, daß mir diese Bemerkung auffiel, aber wenn man über jedes Wort, das einem auffällt, nachgrübeln wollte, käme man ja gar nicht aus den Grübeleien heraus. Ich fuhr also fort:

„Es wird so eine Krankheit sein, wo der Patient sich recht elend fühlt.“

„Ja, ja, recht elend!“ riefen die drei.

„Er kann nicht mehr gehen, sich nicht mehr bewegen, nicht wahr?“

„Das habe ich dir ja schon gesagt,“ brummte der Minister.

Etwas ärgerlich suchte ich jetzt rasch zu Ende zu kommen.

„Die Krankheit ist eben, was sie ist,“ entschied ich, „aber wenn ich ein Heilmittel geben soll, so muß ich absolut die Zunge des Häuptlings sehen.“

„Die Zunge des Häuptlings?“ fragten sie erstaunt.

„Ja, die Zunge.“

„Und du kannst darauf lesen, was in dem Körper steckt?“

„Das brauche ich euch nicht zu erklären.“

„Ach, ich verstehe es doch,“ sagte der Minister. „Die Weißen sehen die Sachen eben anders als die Schwarzen. — Aber weil du nicht zu dem Häuptling gehen kannst und der Häuptling nicht zu dir kommen kann und ich sein Minister bin, so ist es ge-

radese gut, wenn du meine Zunge siehst“ — und ohne meine Antwort abzuwarten, streckte er sie mir in ihrer ganzen Länge entgegen.

Ich schwieg ein paar Minuten, um mich von meiner Verblüffung zu erholen und mir zu überlegen, was ich eigentlich tun sollte. Wegen dringender Geschäfte konnte ich unmöglich den kranken Häuptling gleich besuchen; ich mußte also, um die Leute loszuwerden, einen Ausweg erfinden.

„Deine Zunge sagt mir zwar nicht, was dem Häuptling fehlt,“ hub ich endlich wieder an, „aber ich kann dir doch einen Trank für ihn geben, der ihm hoffentlich gut tun wird.“

Nun ging ich rasch in die Küche, füllte eine Flasche mit warmem Wasser, goß der Farbe wegen Kaffee dazu und fügte zur Versüßung etwas Zucker bei. Nachdem ich die Flasche sorgfältig in Zeitungspapier gehüllt hatte, übergab ich sie dem Minister.

„Ihr werdet dem Häuptling ein paar Tage lang davon zu trinken geben,“ sagte ich, „dann komme ich selbst, um nach ihm zu sehen.“

Der Thronerbe schien nicht ganz zufrieden. Leider dachte ich nicht an die Verkehrtheit der nach Herrschermacht strebenden Menschen, sonst wäre wohl ein gewisser Verdacht in mir aufgestiegen.

„Es muß rasch gehen,“ bemerkte der erste Staatsbeamte. „Die Leute werden ungeduldig, weil der Alte nichts mehr tut. . . . (Und ich glaube wirklich, daß er oder ein anderer noch beifügte: „Wir brauchen eine Regierung, die regiert!“)

„Ja, das ist wahr!“ riefen alle drei wie aus einem Munde.

„Wie muß man ihm den Trank geben?“ fragte mich dann der Minister.

„Vor allem darf er ihn erst nach Sonnenuntergang nehmen, und außer euch soll niemand dem Kranken dabei behilflich sein. Bevor ihr den Trank verabreicht, müßt ihr ihn gehörig schütteln.“

„Gehörig schütteln?“ fragte der Neger, welcher bis jetzt mehr zugehört als gesprochen hatte; der Kriegsminister war es mit eisernem Arm und Bulldoggengesicht.

„Ja, gehörig schütteln, denn sonst schmeckt der Trank bitter,“ antwortete ich.

„Das Schütteln übernehme ich,“ sagte er energisch.

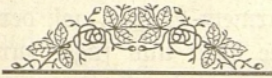
Meine drei Besucher traten jetzt schleunigst den Heimweg an, doch am folgenden Abend schon sah ich sie zu meinem großen Erstaunen wiederkommen.

„Hier ist mein Geschenk,“ sprach der Thronerbe, indem er mir ein Bidlein überreichte.

„So ist er also tot?“

„Fest tot und alle Leute sind so glücklich!“ fuhr der Thronerbe mit großer Seelenruhe fort. „Die Leichenseier findet morgen statt und du mußt auch dazu kommen. Das ganze Dorf wird dir zujubeln; denn dir verdanken wir ja diesen glücklichen Ausgang.“

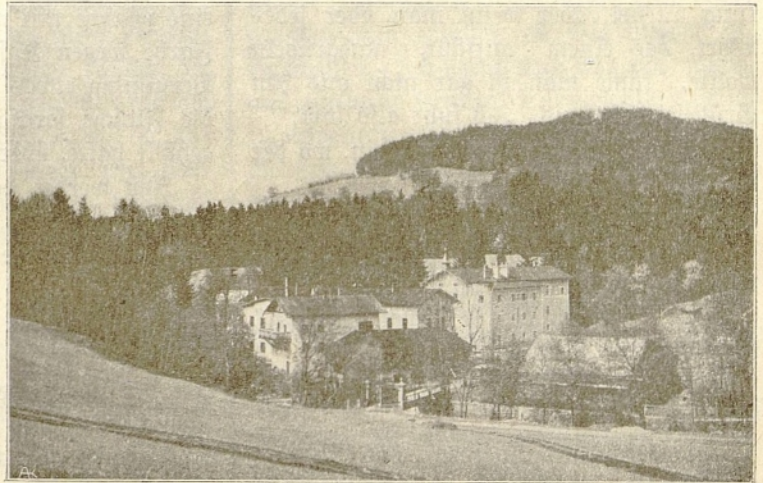
Das war also der erste große Erfolg, den ich als Arzt errungen hatte! Jedermann wird mir gerne glauben, daß ich nicht eitel darauf wurde. Als Missionär konnte ich aber, Gott sei Dank, doch einen Triumph verzeichnen: die Seele des armen Häupt-



Ein Blick ins stille Tal

„Maria-Sorg“.

Missionsanstalt der
St. Petrus Claver-Sodalität
bei Salzburg.



„Du mußt dich jetzt mit uns und unserem ganzen Dorfe freuen!“

„Wie, der Krank hat also gewirkt?“ fragte ich etwas unsicher.

„D, er brauchte ihn nicht einmal zu trinken!“

„Erzähle mir doch, wie ihr alles gemacht habt!“

„Wir haben es so gemacht, wie du gesagt hast. Als die Sonne fort war, hat ihm der General angekündigt, daß er ihn schütteln müsse, und sogleich ist er mit aller Kraft darangegangen und hat ihn geschüttelt, bis der Alte mäuschenstill war. Geschnappt hat er noch einmal, aber dann war es fertig.“

lings war nicht gestorben, sondern zum Leben eingegangen. Ich hatte nämlich den würdigen Vertrauensmännern einen christlichen Negerjungen nachgeschickt mit dem Auftrage, nach dem Kranken zu sehen, ihn zu unterrichten und nötigenfalls zu taufen. Mein Abgesandter kam zwar wegen der Leichenseier nicht pünktlich, ich konnte ihm aber doch nicht böse sein, denn er hatte den alten Mann getauft, und kaum war es geschehen, so hatten ihm die anderen das bißchen Lebenslicht, welches noch in ihm war, gründlich ausgeblasen.



Missions-Nachrichten.



P. Beduschi F. S. C., Kitgum, Sudan, schreibt unterm 8. Juni 1917 an die St.-Petrus-Claver-Sodalität: „Es sind nun so ungefähr zwei Jahre, seit ich nach Kitgum kam, einer Station, die kurz vorher gegründet wurde; für den Bau des Hauses für die Missionäre, das Kirchlein, die Schule und das Obdach für die Katechumenen gab ich nicht einmal 500 Franken aus, weil ich mit Lehm und Stroh baute, nur nackte Wände hinstellte und außerdem die Räume recht klein bemas. Und nun nach so viel Mühe und Arbeit drohen diese Gebäulichkeiten einzustürzen infolge der

tropischen Regengüsse. — Die Befehrungen nehmen immer zu; von den Acrolis zählen wir hier schon 150 Neubefehrte und viele sind in Aussicht. Am Himmelfahrtstage werden mindestens weitere fünfzig die heilige Taufe empfangen, andere fünfzig am Rosenfranzeste, und dann zu Mariä Empfängnis usw. — Wo sollen wir aber diese vielen Christen, die so begierig nach den Sakramenten verlangen und alle Tage den Leib des Herrn empfangen möchten, unterbringen?“

„Korrespondenz Afrika.“



Missionshilfsdienst.



„So gehet denn auch ihr in meinen Weinberg . . .“

Nicht von der eigentlichen Missionstätigkeit, vom Hinausziehen in ferne Lande soll hier die Rede sein, auch nicht von der seit langem seitens des weiblichen Geschlechtes geübten Betätigung der Missionsliebe durch Anfertigen von Paramenten, Kirchenwäsche, Negerkleidchen und dergleichen. Der Beruf einer Missionschwester mit seinen Freuden und Leiden, die verschiedenen Arbeiten weiblicher Kunstfertigkeit sind hinlänglich bekannt und finden auch allerorts entsprechende Würdigung. Weniger bekannt, ja manchmal verkannt ist aber das Werk, dessen Besprechung die nachfolgenden Zeilen gewidmet sein sollen, ein Werk, das seinen Mitgliedern Gelegenheit gibt, ihre ganze Kraft, die ihnen von Gott verliehenen Talente für die Missionen einzusetzen, ohne selbst die Heimat zu ver-

lassen. **Hilfsdienst** lautet zur Zeit das Lösungswort! Was bedeutet es anders als, ohne sich an dem eigentlichen Kampfe zu beteiligen, mithelfen zur Erzielung eines glorreichen Sieges durch Übernahme jener Arbeiten, denen man gewachsen ist, und die Verhältnisse und Kräfte gestatten.

Auf das Missionsgebiet übertragen finden wir diesen Gedanken verkörpert in der St.-Petrus-Claver-Sodalität, die eigens dazu gegründet wurde, den in Afrika arbeitenden Missionären jene Dienste zu leisten, die unsere Helden an der Front von der Heimat erwarten; die Unterstützung ihrer Bestrebungen durch Gebet, Opfer und unermüdlige Sorge für Munition.

Durch eine überaus glückliche Verbindung von religiösem, weiblichem Institut und weltlichem Verein mit Mitgliedern beiderlei Geschlechtes bietet die Sodalität den Katholiken a l l e r Stände Gelegenheit,

auf leichte Weise ihrer Missionspflicht zu genügen, für missionsliebende Jungfrauen aber ist sie eine geradezu ideale Einrichtung. Sein Leben durch die hl. Gelübde dem Heiland weihen, an der eigenen Heiligung unermülich arbeiten, und ebenso unermülich sorgen, daß auch andere Seelen ihn finden, ihn verherrlichen in Zeit und Ewigkeit, ist das nicht das Höchste, was sich denken läßt? Wenn Gott einer Jungfrau apostolischen Eifer ins Herz legte, ihr aber nicht die zur eigentlichen Missionsarbeit erforderliche Gesundheit gab, oder ihre Verhältnisse so gestaltete, daß ein Verlassen der Heimat unmöglich ist, wie froh wird sie dann sein, in der St.-Petrus-Claver-Sodalität Gelegenheit zu finden, dem Drang ihres Herzens doch zu folgen, den geliebten Missionen zu helfen, und so mitzuarbeiten an der Fortsetzung jenes Werkes, dessen Gründung der Heiland die Tage seines Erdenwallens weihte.

Aber diese Art Hilfsdienst ist noch zu wenig bekannt. Wie manche würde sich melden, wenn sie davon wüßte! Einige kurze Notizen dürften daher vielen recht willkommen sein, denn wie leicht kommen zum Beispiel die Vorstandsmitglieder der marianischen Kongregationen einmal in die Lage, raten zu sollen bei der Berufswahl. Eine ausführliche Schilderung, der Gründung, sowie der Entwicklung der St.-Petrus-Claver-Sodalität kann hierfüglich unterbleiben (näheres darüber findet sich in den von der Sodalität herausgegebenen Berichten), nur das Wesentliche, was jedes Vorstandsmitglied von der St.-Petrus-Claver-Sodalität wissen sollte, möge hier kurz zur Sprache kommen.

Ehe man jemanden zum Eintritt in die St.-Petrus-Claver-Sodalität ermuntert, wird man naturgemäß fragen: ist sie auch kirchlich approbiert? Die Antwort lautet: Ja, und zwar wurden

ihre Satzungen nicht nur bald nach ihrer Gründung in den verschiedensten Diözesen approbiert, sondern es wurde ihr auch die ganz außergewöhnliche Gunst zuteil, daß nach im Jahre 1902 erfolgter erster Approbation von seiten der Propaganda der Heilige Stuhl bereits 1910 endgültig ihre Satzungen genehmigte und bestätigte. Somit überflügelte die Sodalität eine ganze Reihe älterer Gründungen, die bis heute noch der päpstlichen Approbation entbehren.

Nach dieser Frage taucht eine zweite auf: wem kann man zum Eintritt in die Sodalität raten? Antwort: allen Jungfrauen, bei denen sich Liebe zu den Missionen mit Beruf zum Ordensstand verbindet, denn bei der verschiedenartigen Arbeit können sowohl Damen als auch einfache Mädchen in der Sodalität vieles zur Ehre Gottes und zum Heil der Seelen wirken, wenn sie bereit sind, sich nach ihren Fähigkeiten verwenden zu lassen. Allerdings wird man auch auf gewisse Eigenschaften bei der Betreffenden sehen müssen. Ein heiterer, offener Charakter ist Grundbedingung, Opfergeist und strammer Gehorsam unerläßlich, ebenso Liebe zur Arbeit und zu einem geregelten Leben. Finden sich diese Anlagen in einer Seele, dann mag sie getrost bei der Sodalität anklopfen, sie wird einem tiefen großen Glück entgegengehen und nicht nur die eigene Seele retten, sondern auch Tausende und Tausende dem Himmel zuführen. (Näheren Aufschluß über das, was eine Hilfsmissionärin erwartet, gibt das Büchlein: der Beruf einer Hilfsmissionärin, das von der Filiale der Sodalität (Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 12) gegen Einsendung von 30 h bezogen werden kann.

Ja, aber was tun denn diese Hilfsmissionärinnen? Womit

befchäftigen sie sich denn? Ihrer Betätigung öffnet sich ein weites Feld. Vornehmlich sind ihre Arbeiten schriftlicher Natur. Die Sodalinnen redigieren und administrieren Zeitschriften, übersetzen Missionsberichte und Briefe, verfassen Artikel und Aufsätze, korrespondieren mit den Missionären aus allen Teilen Afrikas, quittieren die vielen einlaufenden Missionsalmosen, verrechnen dieselben und versenden sie monatlich nach Afrika; sie besorgen Satz und Druck von Büchern in den Sprachen der Eingeborenen, um sie dann den Missionären zu liefern; sie beschäftigen sich auch mit Anfertigung und Auffrischung von Paramenten, mit der Verpackung und Versendung von Gegenständen für die afrikanischen Missionen usw. Die Gehilfinnen der Sodalität (respektive deren Laienschwestern) sind teilweise, nach dem Grade ihrer Schulbildung, den Sodalinnen bei den geistigen Arbeiten behilflich, teilweise besorgen sie die Arbeiten in der Schriftsekerei, Druckerei und Buchbinderei, sowie das Expedieren der Zeitschriften; ein Teil endlich obliegt den für den guten Fortgang des Ganzen ebenso notwendigen und daher ebenso verdienstlichen häuslichen Arbeiten in Küche, Nähzimmer, Waschküche, Garten und — wo Ökonomie ist — auch in Stall und Feld.

In den Städten, wo die Sodalität Filialen besitzt, kommt zu dieser Tätigkeit der Sodalinnen noch eine andere hinzu: der Verkehr mit dem Publikum, um dasselbe durch Wort und Bild für die Missionen zu gewinnen. Daher sind solche Filialen mit einer Kanzlei, einem Arbeitszimmer und einem Museum verbunden. Die Kanzlei, welche von früh bis abends geöffnet ist, dient zur Entgegennahme von Missions Spenden in Geld und Gegenständen. In dem Arbeitszimmer versammeln sich ein- bis zweimal in der Woche die exter-

nen Mitglieder und Förderinnen zur Anfertigung von Paramenten. Das Museum endlich gibt den Sodalinnen eine vorzügliche Gelegenheit, den Besuchern von den Missionen zu sprechen und sie für dieselben zu interessieren. Ferner veranstalten die Leiterinnen solcher Filialen, nach Gelegenheit und mit Hilfe externer Mitglieder, Missionskonferenzen, Lichtbildervorträge, Ausstellungen, afrikanische Theateraufführungen, Wohltätigkeitsbasare usw. usw.

Mit einem Worte, die Sodalinnen greifen überall an, wo es im Rahmen ihrer Berufstätigkeit etwas zugunsten der Missionen zu tun oder zu schaffen gibt und streben an, dadurch den schönen Beinamen von „Hilfsmissionärinnen für Afrika“ zu verdienen.

Sobiel über die erste Art des Hilfsdienstes für die Missionen.* Eine zweite stellt sich dann dar in der Möglichkeit des Anschlusses als externes Mitglied (im Gegensatz zu den Internen, den eigentlichen Hilfsmissionärinnen.)

Zu den externen Mitgliedern zählen vor allem solche Fräulein, die sich selbst, ihre Person und ihre Kräfte ganz der Sodalität zur Verfügung stellen zur Leitung von Filialen oder zur Mitarbeit in den Zentralen des Werkes, ohne deshalb Mitglieder des religiösen Institutes zu sein. Sie weihen sich durch einen privaten religiösen Weiheakt erst probeweise auf ein Jahr, sodann auf drei Jahre und endlich lebenslänglich. Eine solche ausschließliche Hingabe an den Hilfsmissionsdienst ermöglicht naturgemäß eine weit erfolgreichere Tätigkeit als eine nur nebenbei betriebene, gelegentliche. Nichtsdestoweniger können auch solche Personen externe Mitglieder werden, die sich, wenn auch in der Welt und

* Wegen Aufnahme wendet man sich am besten direkt an die Generalleiterin der St. Petrus Claver-Sodalität, Gräfin Sedchowka, zur Zeit Salzburg, Dreifaltigkeitgasse 12.

in ihren Familien verbleibend, innig an die Sodalität anschließen und in engem Zusammenwirken mit den internen Mitgliedern für die Zwecke der Sodalität tätig sein wollen. Auch sie können außerordentlich viel zur Verbreitung der Missionsliebe tun, sei es durch mündliche Propaganda im engeren oder weiteren Kreise, sei es durch schriftliche Arbeiten, Verfassen von Artikeln, Übersetzen von Missionsberichten und Briefen usw.

Eine dritte, jedem Katholiken mögliche Art „Hilfsdienst“ zu leisten ist die

„Katholische Missions-Propaganda“ gewinnen (Probenummern können von Salzburg, Dreifaltigkeitsgasse 12, bezogen werden), den afrikanischen Maß-, Missions- und Kinderbund verbreiten, Claver-Kalender, sowie Kinderkalender verkaufen, an Bekannte und Verwandte aufklärende Flugblätter verteilen, ist somit ein verdienstvolles Werk, ist Heim- und Hilfsarbeit für das Göttlichste des Göttlichen, die Rettung der Seelen. Diese an sich so einfache Tätigkeit trägt nicht wenig dazu bei, die Liebe zum Heiland und unserer himm-

lichen Mutter Maria in Afrika zu verbreiten, und kein Marienkind sollte sich davon ausschließen. Wen aber Gott zu seinem engeren Dienst beruft, der ergreife mit Freuden die Gelegenheit, dem Heiland in seinen verlassendsten Brüdern zu dienen und folge eilends der Einladung des göttlichen Meisters. Allerdings hat der Beruf einer Hilfsmissionärin nicht das heroische Gepräge wie der der Missionschwester und




Hilfsmissionärinnen der St. Petrus Claver-Sodalität in der „Seserei“ in Maria-Sorg.

Werbetätigkeit mittels der von der Sodalität zu diesem Zweck herausgegebenen Zeitschriften und Flugblätter, Kalender und Broschüren. Die Einnahmen für die Missionen würden ums Doppelte steigen, wenn die Not mehr bekannt wäre und die Überzeugung, daß wir schon aus Dankbarkeit für die uns von Gott verliehene Gnade einfach verpflichtet sind zu helfen, sich immer mehr Bahn bräche. Und beides erstrebt ja die Sodalität mit ihrer Propaganda. Abonntenen auf die Zeitschriften „Echo aus Afrika“, „Das Negerkind“, die


während dieser auch bei Andersgläubigen Bewunderung erregt, hat man für die Hilfsmissionärin mitunter sogar in katholischen Kreisen nur eine gewisse Geringschätzung, eine Erfahrung, die leider jetzt auch so manche im Hilfsdienst fürs Vaterland stehende Frauen machen müssen, obgleich sie genau so gut wie die an der Front Kämpfenden ihr Möglichstes zur Erlangung des Sieges tun — aber das schmälert ihr Verdienst vor Gott keineswegs, im Gegenteil!

Wer es fassen kann, der fasse es!



Ich mag ihn nicht.

Eine Erzählung von E. v. S.-M.



Im Hause des Kaufmanns Wöllner herrschte seit dem Weißen Sonntag große Geschäftigkeit. Es wurde geputzt und geschauert, man bearbeitete jedes Stück des altväterlichen Mobiliars mit Staubtuch und Federbesen, man bohnte den Fußboden und reinigte die Fenster, auf denen den Winter lang Wasser, Schnee und Staub recht liebliche Landkarten gezeichnet hatten. Um Ostern ist die gründliche Ausfegung einer Wohnung nichts Außerordentliches; aber beim Kaufmann Wöllner hatte sie diesmal einen besonderen Grund.

Er erwartete nämlich den Besuch seines Schwagers aus Innsbruck. Dieser, ein geschätzter Werkführer in der ersten Tiroler Glasmalerei, war, seit er Wöllners jüngstes Söhnchen aus der Taufe gehoben hatte, nicht wieder nach Wien gekommen, denn der rege Geschäftsgang machte seine Anwesenheit in den Jahren der Neuorganisation der Fabrik unentbehrlich. Kaufmann Wöllner seinerseits war durch seine stark frequentierte Farbwaren- und Droghandlung so in Anspruch genommen, daß er sich außer der Männerwallfahrt nach Maria-Zell absolut keine Ferienfahrt gönnen konnte. Frau Resi endlich hätte ihren Bruder von Herzen gern besucht und machte jährliche Reisepläne — aber du meine Güte! Ein ganzes Hauswesen, drei Kinder, zwei Diensthoten — das alles im Stiche zu lassen, brachte die wackere Frau nicht über sich. So vertröstete man sich gegenseitig durch elf Jahre, bis einst ein Brief aus Innsbruck einlangte, mit dem verheißungsvollen Inhalt: „Lieber Heinrich und liebe Resi! Endlich sind wir mit unserem Neubau fertig. Gott sei Dank! Um

Ostern herum könnt ihr ein Feldbett vom Boden herunterholen und für eine Person mehr kochen lassen. Der alte Alois Eschurtschenhofer.“

Allseitige freudigste Überraschung! Es braucht wohl keiner Erwähnung, daß man es mit dem Feldbett nicht bewenden ließ, sondern das hübscheste Kabinett der ganzen Wohnung für den werten Gast einrichtete und ihm zu Ehren das ganze Haus schauerte vom Keller bis zum Dachboden.

Am 16. April, 3 Uhr nachmittags, ertönte die elektrische Klingel im Vorzimmer der Wöllnerschen Wohnung. Frau Resi, die eben in der Küche mit Bügeln beschäftigt gewesen, ließ Stahl und Wäsche im Stiche und flog ins Vorzimmer. Sie riß die Tür auf — tat einen hellen Schrei — er war's, der gute, der liebe Bruder, und hatte noch dasselbe freundliche Gesicht wie vor elf Jahren, nur breiter war's geworden und bärtig um und um.

„Grüß Gott, Resi!“ rief er in seinem volltönenden „tirolernden“ Baß. „Wie geht's dir, deinem Mann und dem kleinen Bökfel?“ Frau Wöllner konnte vor Jubel und Rührung nicht antworten; nachdem sie den Bruder sattfam geherzt, brachte sie erst allerhand Ungereimtes und dann die Antwort auf seine Fragen heraus: „Mein Mann, die Agnes und der Heinrich sind drin. — Der Alois kommt um vier aus der Schule. — Aber leg' ab, mach' dir's bequem. Du meine Güte! Zwei Trümmer Reisetaschen! Da hast du dich ja fürchterlich abschleppen müssen!“ Auch sie tirolerte, aber nur ein wenig, nicht arg. „'s ischt nicht so arg!“ lachte der Bruder, „zum Glück gibt's Träger auf den Bahnhöfen.“

Jetzt geh', Kesi, tu mich drüben anmelden, sonst erschrecken die andern vor mir so wie du. Mir war die Zeit oft nach euch lang. Wann nur euer Westbahnhof nicht gar so weit vom Innischbrucker Bahnhof wär'!"

Eine halbe Stunde später, nachdem die zweite Begrüßungsszene vorbei war, sehen wir Onkel Moïis am Ehrenplatze des großen Klapptisches im Wohnzimmer zwischen seinen Verwandten sitzen, ein Bild der Wohlbehäbigkeit und des Wohllebens. Frau Kesi deckt im nebenliegenden Raume den Tisch zur Festtause, zugleich bleibt sie ab und zu an der Tür stehen, um dem Gespräch zu lauschen, das sich drin entspinnt. Jeder weiß, wie viel es bei solchen Anlässen zu reden gibt. Erst wird die Reise besprochen, dann folgen in sehr buntem Durcheinander die Ereignisse der letzten Jahre, zuletzt betreibt man Tages- und Zukunftspolitik nach Noten.

Als Herr Wöller seinem Schwager die Reorganisierung des Geschäftes genau entwickelt und einige „Haus herrnschmerzen“ wegen der Wasserleitung und der schadhaften Fensterkreuze des näheren erörtert hatte, begann die kleine Agnes, ein munteres Ding von neun Jahren, das in der Schule der Ursulinen die vierte Klasse besuchte: „Wir haben uns alle ganz unsinnig auf Sie gefreut, Herr Onkel! Aber am meisten doch der Moïis. Der wird Augen machen, wenn er Sie sieht!“

„Ja, der Moïis! Muß schon sagen, auf den bin ich neugierig. Der ischt ja so ein braver Bub, wie ihr mir immer schreibt, und hat so viel Lust zum Lernen. Ich mein', die Kesi und der Herr Schwager werden's nicht übel aufnehmen, wenn ich gesteh', daß mich meischenteils der Moïis hergelockt hat. Ich muß doch sehen, ob er sich verändert hat, seit ich ihn im Steckfissen zur heiligen Tause getragen hab', und —“

„Glaub's wohl,“ fiel Herr Wöller dem

Onkel ins Wort. „Ist er ja doch schon ein Gymnasiast, lernt er doch Latein, Geometrie, Algebra und was weiß ich!“

Das sagte der Vater mit unverkennbarem Stolze. Der frische, lustige, talentvolle Moïis war eben das Herzblättel der ganzen Familie, zumal, seitdem er im Gymnasium und auf und auf der Erste war. Der stille, blonde Heinrich, welcher dem Vater im Geschäft half und nicht durch besondere Geistesgaben glänzte, ließ sich gern gefallen, hinter seinem jüngeren Bruder zurückstehen zu müssen; ja er fand das ganz in der Ordnung. Moïis gewann eben im Sturme alle Herzen. Das des Onkels würde er natürlich auch gleich gewinnen. — Die ganze Familie brannte förmlich darauf, ihn dem werten Gast vorzustellen, weil er nicht bloß sehr begabt, sondern auch bescheiden und gefällig, dabei lustig und zu jedem Spaß bereit war — ein echtes Wienerkind im besten Sinne.

„Ja, der Moïis!“ begann Herr Wöller wieder. „Zu viel geschrieben haben wir dir nicht, das ist dir ein Bub, ein Prachtbub ist er!“

„Die Herren Professoren sind alle ganz weg über ihn,“ berichtete Frau Kesi, welche indessen die Vorbereitungen zur Tause beendet und sich zu den übrigen gesellt hatte. „Er studiert aber auch mit einem Eifer, daß mir manchmal angst und bange wird.“

Der Onkel nickte mit unverkennbarer Befriedigung. „Und was will er denn werden, der Tausendsassa, Professor oder —?“

„Ach, beileibe! General will er werden! Ganz im Ernst! Nach dem Gymnasium auf die Neustadt will er! Wird einmal ein tüchtiger Soldat werden, Schwager, das sag' mir, dir!“

„Mir hat gestern 'träumt, daß er ein Generalstäbler war,“ sagte Frau Kesi verschämt. „Mit der Goldborten hab' ich ihn marschieren gesehen, gerad' vor unserem Kaiser vorbei.“

„Es interessiert ihn auch in der Schule nichts so sehr, als die Geschichte; er kann nicht genug von den Kriegstaten österreichischer Helden hören!“ begann Heinrich. Er hatte sich den Satz lange zurecht gelegt. Nun mußte auch die blondköpfige Agnes ihren Text dazugeben.

„O, Herr Onkel, Sie sollen nur den Moiz hören, wann er so militärisch red't! Vorgestern hat er mir gesagt: Ich wollt', die Türken kämen wieder zu uns, wie vor 200 Jahren. Ich bin erschrocken und hab' geschrien: Aber Moiz, das wär' ja schrecklich! O nein, hat er darauf geantwortet, ich möcht' sie alle heimjagen; mein Blut möcht' ich für die christliche Religion und mein liebes Österreich vergießen!“

„Ja, Schnurren hat er schöne, der Bub, aparte!“ begann wieder Frau Kesi. „Wenn er sich spielt, muß es immer was G'scheites sein und muß immer einen Sinn haben. Was für ein Stückel er da vor zwei Jahren aufgeführt hat. 's war grad Quatember, da hab' ich einen Fisch aufs Eis in die Speisekammer hingestellt. Ich will ihn in die Küche tragen, was seh' ich da? Die ganze Schüssel wimmelt von Bleisoldaten. Du meine Güte, wuf' ich, das hat der Moiz getan und kein anderer. Der Spitzbub' kommt grad herbeigesprungen: Ja, Mutter, ich war's! Ich hab' den Rückzug der Franzosen über die Beresina vorstellen wollen, wie die Brücke durchbricht und alle zwischen die Eisstücke geraten.“

„Hahaha!“ lachte der Onkel, „blühende Phantasie! Nun, wenn der Bub zu mir nach Innsbruck käm' auf eine Visite, da verwüßt er sich nicht vor Staunen und Verwundern. Der Iselberg mit dem Heeresmuseum, das historische Kabinett im „Ferdinandeum“ und gar die Franziskanerkirche, wo die eisernen Ritter und Ritterfrauen herumstehen, und wo das herrliche Hofer-Denkmal zu sehen ischt, das

ischt ganz angetan, den Moiz zu begeistern. Was meinst, Kesi?“

„Ei freilich!“ gab die Angeredete zurück, indes sie mit ihrem Gatten einen frohen Blick wechselte. Hatten sie beide ja längst geahnt, daß Onkel Moiz sein Patenkind zu einer Ferienfahrt nach Tirol einladen würde. Soeben schickte sich der Vater an, von der Vorliebe seines Moiz für österreichische Geographie zu sprechen, als rasche Schritte im Vorzimmer ertönten. Die Tür ward mit Ungestüm aufgerissen, und ein frischer Knaben trat hastig ein. Er war von schlanker, zarter Gestalt, aber sein Aussehen verriet Fülle der Gesundheit. Die hübschen Züge des offenen Kindergesichtes wären ansprechend gewesen, hätte sie nicht in diesem Augenblicke ein Ausdruck des Trokes und Unwillens verfinstert. „Der Onkel, Moiz, der Onkel!“ riefen ihm Vater, Mutter und Geschwister entgegen. Der Bub tat die schwarzen Augen groß auf, sah einen Gedanken, aber gar nicht viel freundlicher drein und gab dem Onkel die Hand. Der Onkel schüttelte sie ihm kräftig: „Groß bischt du, Moiz; kennen, auf Ehr', tät' ich dich nicht mehr, wenn ich's nicht wüßte. Wie geht's, wie steht's? Was machen die Studien?“

Moiz murmelte dabei ein paar Worte, die gar nicht festgemäß klangen. Dann ging er ins Nebenzimmer und warf dort seinen Mantel auf die Erde, daß der Federstiel klirrend herausfiel.

„Was hat nur der Bub? Was mag ihm begegnet sein?“ fragte Onkel Moiz mit einem Nachdruck, der von unangenehmer Überraschung zeugte.

„Ich weiß nicht,“ antwortete Frau Kesi in großer Verlegenheit. „Er ist sonst immer so freundlich und höflich —“

Nach einer peinlichen Pause kehrte Moiz zurück und setzte sich still und verdrossen zu den übrigen. Der Onkel richtete einige

Fragen an ihn, die er einsilbig und zerstreut beantwortete. — Die fesselnde Beschreibung der Glasmalerei, welche Onkel Moïse zum Besten gab, um das Interesse seines Patenkindes zu erregen, fand bei dem Knaben keinen Anklang. — Als das Glasfenster mit der Zeichnung des Ritters Georg, das soeben in Arbeit war, hinlänglich erklärt worden, brach der Onkel plötzlich ab und bemerkte: „Nicht das der Brachtbub, der Tausendjassa — hm?“

Der Knabe rückte unruhig auf seinem Sessel.

„Mir scheint, mir scheint“ — ein satirischer Zug umspielte die Lippen des Gastes — „man hat mir von dir a wengerl zu viel erzählt? Du machst ja ein Gesicht wie sieben Tag' Regenwetter.“

„Wart, ich will ihn zum Lachen bringen!“ rief Agnes schelmisch. „Eine von den Fräulein aus der Präparandie, die zu uns in die vierte Klasse praktizieren kommen, sagt immer, wenn eine finster dreinschaut: Du bist mit dem linken Fuß aufgestanden. Mir scheint, daß der Moïse.“

„Sei still, du mußt auch immer schnattern. Wenn du wüßtest, warum ich schlecht aufgelegt bin . . .“

„Nun, was ist's denn so Großartiges?“ fragte der Onkel in jenem scherzhaft wichtigen Ton, den man eigensinnigen Kindern gegenüber oft anschlägt: „Daß hören!“

„Der Rudolf Biene ist wieder eingetreten, wißt ihr, Eltern, das ist der kleine Duckmäuser, von dem ich euch schon im Herbst erzählt habe. Er hat vom Oktober an nicht kommen können — wegen Hustens oder was es sonst war, und nun drängt er sich gerade zurecht ein, um mir vor Schulschluß den ersten Platz zu stehlen.“

„Na, die Gefahr wird nicht so drohend sein,“ beschwichtigte der Onkel. „Wenn dein Kamerad, wie du eben gesagt hast,

alle Stunden vom Oktober bis April veräümt hat, wird er kein gefährlicher Rivale werden.“

„O, Herr Onkel, Sie kennen den Biene nicht! Dem hat seine alte Großmutter einen Korrepetitor gehalten, jetzt ist er uns allen im Lernen voraus und hat schon ein „Vorzüglich“ auf die lateinische Komposition bekommen.“

„Der Biene!“ sagte Frau Hesi, „das ist ja ein armer Hascher; ich kenne ihn und seine Großmutter aus der Marienkirche. Sie ist ein so alt's, schwach's Frauerl —“

„Aber doch hängt er immer an ihren Rockfalten, ohne sie wißt er nicht was anfangen. Wie ein Mädel. Mutter, eine Wit hab' ich auf ihn. Wie kann man Biene heißen! So ein dummer Name! Und der Professor aus Deutsch, sagt der heute nicht: Nomen est omen! Sie sind bienenfleißig! Was bin denn dann ich?“

Der Onkel bewegte den Kopf mit immer unzufriedenerer Miene hin und her. Die Mutter machte dem aufgeregten Knaben wiederholt ein Zeichen, der Vater hustete, aber Moïse fuhr fort, in immer größeren Zorn sich hineinzureden.

„Fangt er nicht heute gleich in der Religionsstunde wieder an mit seinem dummen Verein! Nichts als Wichtigtwerei ist das, damit ihn der Herr Katechet auszeichnet, deshalb macht er sich so fromm, er hat sich schon früher bei ihm fort und fort eingeschmeichelt, der Herr Katechet ist so — so — gut und merkt es nicht. Aber dem Biene, dem werd' ich einmal ein Merks geben, wart'!“

„Was für ein dummer Verein soll denn das sein?“ fragte der Onkel kurz und schier barsch.

„Der — der — ich weiß nicht mehr.“ Moïse fingerte, doch etwas verlegen geworden, an seinen Knöpfen. „Mit den Moh-

ren- und Chinesenkindern hat's der Biene immer. Was denn die uns angehen!"

„Ist wohl ein Missionsverein,“ bemerkte Onkel Moiz. „Das sind gute Vereine, Bub, verstanden?“

„Ist mir alles eins, aber daß sich der Biene beim Herrn Katecheten damit einschmeichelt, das leid' ich nicht. Nehmens mir für ihn Partei, Herr Onkel, mach' mir gar nichts draus.“

Bei diesen Worten stand Moiz auf und ging, rot vor Zorn, wieder ins anstoßende Zimmer. Die Mutter eilte ihm nach. Sie war fast in Tränen vor Beschämung.

„Moiz, Moiz, was ist denn das! Bub, Bub, komme zurück, bitte dem Herrn Onkel deine Unart ab.“

Der Knabe schüttelte trotzig den Kopf.

Weinend verließ die Mutter das Zimmer.

Sie fürchtete vom erzürnten Onkel eine Standrede; er übergang aber den Zwischenfall mit scheinbarer Gleichgültigkeit. Ganz gemüthlich begann er seine Pläne für die nächsten Tage zu entwerfen. Mit lauter Stimme, daß Moiz im Nebenzimmer jedes Wort verstehen mußte, sagte er: „Morgen vormittag zwischen 11 und 12 Uhr geh' ich in die Kaisergruft zu unserer guten, seligen Kaiserin beten. Vielleicht begleitet mich da der Heinrich nicht ungern. Nächstens geh' ich in die kaiserliche Schatzkammer, das wird meine Agnes interessieren. Dann steigen wir zusammen auf den Stephansturm, ich, der Heinrich und die Agnes, das heißt, wenn sie schwindelfrei sind. Zuletzt möchte ich in den Prater oder nach Schönbrunn fahren, weil ich schon einmal in der schönen Wienerstadt bin. Da muß sich der Herr Schwager vom Geschäft losmachen, die Kesi von der Hauswirtschaft, und natürlich nehmen wir den Heinrich und die Agnes mit. Das versteht sich.“

„Nur den Heinrich und die Agnes?“

frag Frau Wöller und sah den Bruder flehend an.

„Ja.“ Er winkte ihr mit den Augen. „Ich nähm' gewiß den Moiz auch mit — aber weischt, Kesi, so ein Bosniggel, wie er ischt, könnt' er mir ja auf der Straßen eine Szene machen. — Ja — wann er geseheit ist — und hereinkommt und mir sagt: Es ischt mir leid — —“

Der Onkel ließ eine Pause eintreten, alle blickten bang erwartend nach der Thür. Es rührte sich nichts; Moiz kam nicht.

Er saß neben dem Hausaltar der Mutter und wischte sich die Tränen, deren er sich schämte, mit den geballten Fäusten weg. — War dieser Onkel extra aus Innsbruck gekommen, um ihn zurückzusetzen und ihn zu kränken, ihn, der so gut lernte, der der Stolz von Vater und Mutter war? — Um Verzeihung bitten den bösen Onkel? Nein! — Ich hab' ihm ja nichts getan. Red' bin ich ein bißchen gewesen — aber da kann ich nichts dafür — der Biene ist schuld, der Biene ist an allem schuld. O, dem will ich's noch zeigen! — —

„Er kommt also nicht,“ sagte der Onkel, nachdem er eine Weile zugewartet. „Nun, so will auch ich mich weiter nicht um ihn kümmern.“

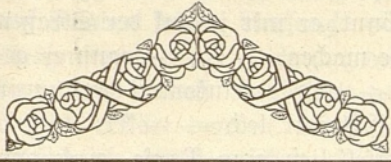
„Armer Moiz!“ seufzte die Mutter. —

Armer Moiz! Nun beginnt für dich eine traurige Zeit. Der Onkel, von dessen Aufenthalt in Wien du wochenlang geträumt und dir goldene Berge versprochen hast, kümmert sich kaum um dich und zieht bei jeder Gelegenheit deine Geschwister vor. Du könntest es anders haben, aber du willst nicht!

Anstatt der mahnenden Stimme des Gewissens zu gehorchen, den Onkel um Verzeihung zu bitten und die gänzlich unberechtigte Abneigung gegen seinen Mitschüler zu bekämpfen, verrannte sich Moiz immer mehr in dieselbe. Alle Kränkungen,

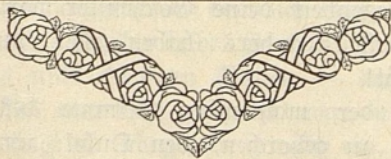
die ihm zu Hause und in der Schule widerfahren, schob er auf Rudolf Biene. Er mochte nicht mehr lernen; alle Aufgaben langweilten ihn. Auch beten konnte er nicht.

Eine Gewitterstimmung lastete auf dem Hause Wöller. Frau Resi litt am meisten. Ihr mütterliches Herz blutete bei jeder Zurücksetzung ihres Lieblings. Herr Wöl-



Sinrichtung in Tanger.

Tanger, eine wichtige Hafenstadt in Marokko, liegt an der Meerenge von Gibraltar und ist der wichtigste Handelsplatz Marokkos, weshalb sich daselbst auch viele Europäer, namentlich Spanier aufhalten. Die Stadt, die heute etwa 20.000 Einwohner zählt, ist uralt und bildete einst eine römische Kolonie. Dem letzten Aufstande der Bevölkerung gegen das französische Protektorat fielen viele Franzosen zum Opfer. Die meuternden Truppen ermordeten zahlreiche aus ihnen, schnitten denselben die Köpfe ab, steckten sie auf ihre Bajonette und trugen sie als Siegeszeichen durch die Stadt.



Wenn er am Abend vor dem Bilde des guten Hirten kniend seine kurze Andacht verrichtete, bewegten sich die Lippen mechanisch, aber die Seele schweifte anderswo hin.

ler versuchte umsonst, mit mildem Zuspruche und väterlicher Strenge auf Alois einzuwirken. (Fortf. folgt.)

Nachrichten des Theologen-Missions-Verbandes Österreich. (Th. M. Vb. Ö.)

Die Missionsbewegung der Theologen Österreichs.

Einige Punkte zur Orientierung über den gegenwärtigen Stand des österreichischen Theologen-Mission-Verbandes.

1. Der Theologen-Mission-Verband Österreichs (Th. M. Vb. Ö.) ist der organisierte Zusammenschluß von Missionsvereinen österreichischer Theologen; er wurde gegründet im Jahre 1912 im Anschluß an den eucharistischen Kongreß von Wien auf der Theologen-Missions-Konferenz im Missionshaus St. Gabriel in Mödling bei Wien. Er entsprang dem Bedürfnis, die Missionsarbeit der Theologen Österreichs in geordnete Bahnen zu lenken.

2. Zweck dieses Verbandes ist, Missionsverständnis und Missionsbetätigung im heranwachsenden österreichischen Clerus zu wecken und zu fördern.

3. Zur Ordnung der gemeinsamen Interessen und Geschäfte wählen die Vereine einen Verein auf zwei Jahre zum Vorort.

(Gegenwärtig führt der Missionsverein in Brixen den Vorort.)

4. Mitglieder des Verbandes sind gegenwärtig 10 österreichische Theologen-Missionsvereine: (Brixen, Budweis, Graz, Heiligenkreuz, Klagenfurt, Königgrätz, Leitmeritz, St. Florian, St. Pölten, Weidenau.)

5. Als Verbandsorgan dienen die „Akad. Miss.-Blätter“ (Administration: Frä. phil. Ulrich Münster i. W., Dobostraße 7), jährlich in zwei Heften erscheinend (Bezugspreis für akad. Missionsvereine je 30 Pfg.) und zur Besprechung der speziellen österreichischen Angelegenheiten der „Stern der Neger“ (Missionshaus Milland bei Brixen), dessen Redaktion dem Th. M. Vb. Ö. monatlich vier Seiten dazu zur Verfügung stellt. (Abonn.-Preis für Theologen jährlich 1 K.)

Der Vorort des Th. M. Vb. Ö., Brixen, Priesterseminar.

Bedeutung der äußeren Mission für die Heimatseelsorge.

Der Missionszirkel von Klagenfurt ließ dem B. D. ganz unabhängig von dessen diesbezüglicher Vereinbarung folgende treffliche Ausführungen zukommen:

Im Missionszirkel wurde der Gedanke aufgegriffen, am besten hener über das Thema: Mission und Seelsorge,

zu verhandeln. Dieser Gedanke ist zu begrüßen aus zweifacher Rücksicht oder besser gesagt zu begrüßen deswegen, weil er die zwei Hauptaufgaben eines idealen modernen Priesters berührt: nämlich die Wiedergewinnung unseres Volkes und die Bekehrung der Heidentwelt.

Inwiefern diese zwei Ziele in eine Arbeitstätigkeit zusammenfließen und doch beide erreicht werden, ist klar einzusehen. Wenn wir, abgesehen von den wirtschaftlichen, politischen, nationalen und sozialen Folgen des Krieges, nur die ethischen in Betracht ziehen, so ergeben sich zwei große Wunden, die am Körper unseres Volkes sich eingefressen haben, zwei sehr gefährliche Erscheinungen. Das eine Übel ist eine sehr materialistische Lebensauffassung, der auch schon die breitesten Schichten huldigen. Hartherzige Selbstsucht, das kalte Nachjagen nach Gewinn, die freßende Unsitte, die Mitleidlosigkeit gegenüber den Armen, das alles sind Zeichen einer sinnlichen Zukunft, Erscheinungen eines neuen, starken Materialismus.

Das zweite Übel der Gesellschaft ist eine Folge des ersten: Die religiöse Erstarrung. Man kann sie finden im Hinterlande, sie breitet sich unheimlich rasch aus im Felde, die Kinder, die Jugend wird mitfortgerissen. Über die Ursachen dieses tatsächlich bestehenden und gefährlich werdenden Übels kann man geteilter Meinung sein, aber sie ist da, und der Seelsorger wird es als Pflicht empfinden, diesen eifrigen Strömungen im Volkskörper entgegenzutreten.

Für beide Krankheiten aber gibt es ein heilendes Hilfsmittel in der Ausbreitung des Missionsgedankens.

Für beide? Ja! Dem harten, kalten „Sch“, dem widervernünftigen Sichselbstsuchen wird im Missionsgedanken die Weltzugehörigkeit, ein christlicher Universalismus, der wahre katholische Gedanke gegenübergestellt. Dem Eigennutz, die hilflos bedürftige Lage der Heiden, die aufopferungsbolle, oft aussichtslos erscheinende Arbeit der Missionäre. Alle menschlichen Rücksichten: Eterneliebe und Liebe zur Heimat werden zurückgestellt! Dann die freiwillige Armut! Diese Heroen, das

sind sie, werden unwillkürlich das Volk anziehen. Der entwerdenden Unzucht stellt die Mission Beispiele von Helden und Heldinnen gegenüber, welche der Welt entsagten und sich für dieselbe opferten; die Tugend der Keuschheit!

Und wie steht es mit der Rückgewinnung des Volkes für den alten Glauben? Auch hier wird die Missionsarbeit viel mitwirken. Unserem Volke ist das Verständnis für die Schönheit und das Glück eines katholischen Kindes, eines Kindes Gottes abhanden gekommen. Hier wäre nun anzufangen. Dem Volke muß klar gemacht werden, daß die Religion die Kultur bedingt, daß wir unsere Kultur der Religion zu danken haben. Das Volk muß den Vorzug einsehen, den ein Christ in jeglicher Hinsicht besitzt; besonders die übernatürliche Schönheit seiner Seele. Aber wie kann das dem Volke beigebracht werden? Am ehesten wohl, wenn man unsere Schönheit, unsere Vorzüge malen würde auf den schwarzen Hintergrund des Heidentums. Hier müßten die Unterschiede in die Augen stechen. Der soziale Tiefstand, die wirre Sittenlosigkeit, die unheimlichen Geisterkulte, der Teufelskult, die Ede ihrer Religionen, die große Sehnsucht nach Wahrheit, das traurige Jenseits der Heidenwelt, dies alles wird dem Volke die überragende Bedeutung des christlichen Glaubens für die Menschheit bildlich darstellen. Auch wird gar mancher moderne Mensch in diesen Bildern sich selber finden und wird sehen, daß er den Heiden an Sittenlosigkeit, Glaubensäde und seelischer Zerwürfnis in Nichts nachsteht. Das muß ihn zum Nachdenken zwingen.

Heilsam wird der Missionsgedanke wirken. Das muß er an und für sich, weil unser Volk — eine hart gewordene Materie — nur durch große Beispiele wird zu gewinnen sein. Nicht Ermahnung, Beleh-

rung, sondern Beispiele. Diese bietet die Mission.

Wenn ein Priester sich mit diesen Beziehungen befreundet und sich darin zu rechtgefunden hat, so wird er beides erreichen, seine Schäflein wird er zurückgewinnen, mittelbar aber auch den Heidenvölkern tausende neuer Freunde zuführen, dem Heilswerk einen neuen Schwung verleihen. — Die ganze Welt muß Missionsarbeit leisten! Der jetzige Krieg scheint in dieser Hinsicht providentiell zu sein, um den Seelsorger notgedrungen zur Heranziehung der Mission in die Heimatsseelsorge zu bestimmen. Und die Ausichten sind gute. Ideale Christusliebe und ein

tiefes religiöses Gemüt muß unserem Volke gegeben werden, und daran wird auch die Heidentwelt gesunden.

Noch eine Rücksicht spricht für die Notwendigkeit der Seelsorge in Verbindung mit dem Missionsgedanken. Die heutige Welt, das Volk ist demokratisch geworden, das ist ohne Zweifel. Wenn sich der demokratische Gedanke mit dem materialistischen verbindet, dann sehen wir einer traurigen Zukunft entgegen. Gerade gegen diese Gefahr kann man mit der Mission erfolgreich ankämpfen, weil der katholische Missionsgedanke in sich schon die Idee der Gleichheit und Brüderlichkeit birgt, also seine Zugkraft bestimmt äußern wird.

Missionsbibliothek.

Praktische Winke vom M.-Verein in St. Florian, Oberösterreich.

Einen Priester ohne Handbibliothek könnte ich mir nicht vorstellen. Der Priesterwohnung würde eine unerläßliche Einrichtung fehlen.

Bücher sind ja die besten Lehrmeister, die treuesten Freunde. Sie belehren, helfen und trösten; machen reich an Kenntnissen jeder Art; bilden den Verstand, veredeln das Herz, richten den gesunkenen Mut wieder auf und erfrischen den Geist; sie sind ein gutes Mittel gegen Langweile und geben Frieden, reichen Frieden. Ein gutes Buch ist eine Stufenleiter zu Gott, von dem jedes Wissen kommt, zu dem es führt.

Was ist — so frage ich kurz — ein Th. M. B. ohne Missionsbibliothek? Das selbe, was ein Handwerker ohne das aller notwendigste Handwerkzeug ist. Darin liegt schon ein Beweis für die Notwendigkeit. Woher schöpft der St. P. den Stoff für Vorträge? Wo holt sich der Missions-

freund Verständnis, Weitblick fürs weltumspannende Werk der Glaubensverbreitung als eben aus der M. B.? Ein Th. M. B. ohne Bibliothek käme mir vor wie ein Körper ohne Seele. Das Agens, die treibende Kraft würde fehlen. Die M. B. ist der Jungbrunnen, aus dem ewig frisches Leben sprudelt.

Um aber dies zu erreichen, soll die M. B. auch möglichst viel bieten. „Viel“ nicht im Sinne einer chaotischen Masse, alles durcheinander. Gott bewahre! Eine gewählte Bibliothek wollen wir. Stoffliche Ordnung, aber doch auch fürs Auge gefällig. So soll es sein, daß die Bücher lieblosend mit beharrlicher Zubringlichkeit jedem zurufen: „Tolle, lege!“

Der Bibliothekskasten soll so angebracht sein daß man ihn recht oft zu sehen bekommt; in einem Lokal, das man öfters des Tages betritt. Bei uns in St. Florian ist es der schönste Hörsaal, der zugleich auch

außer Kolleg als Missions-Lesezimmer gilt. Das ganze Vereinsleben spielt sich darin ab. - Jederzeit steht die Bibliothek den Mitgliedern offen. Wer ein Buch nach Hause mitnehmen will, muß Namen, Datum und Buchnummer in ein bereitliegendes Heftchen eintragen. Die Bücher sind in einem mit Glasfenster versehenen Schrank untergebracht. Dies hat den großen Vorteil, daß man die Bücher sieht und durch ihren Anblick bestochen sich in sie vertieft. Es liegt mehr Anziehungskraft darin.

Ein zweiter Kasten steht darunter, der als Archiv zur Aufbewahrung einlaufender Schriften der säuberlich geschriebenen Vorträge der St. B. und sonstiger Bedarfsgegenstände dient. Später, wenn oben sich kein Platz mehr zeigt, wird er als Bücher-schrank in Verwendung kommen. Discite ab alio! Vielleicht findet mancher einen Fingerzeig.

Selbstverständlich muß, wie schon angedeutet, in der M. B. auch eine gewisse Ordnung herrschen. Ordnung ist Harmonie, ist Schönheit, erfreut Geist und Herz. Wenn halbwegs möglich, sollen die Bücher nach der Größe eingestellt werden. Es ist häßlich, wenn große und kleine Bücher im bunten Wirrwarr durcheinander dastehen. Für die großen Bücher vielleicht die untere Stellage, die zweite für die mittlere Größe und für die kleinen das oberste Fach.

Stoffliche Ordnung muß berücksichtigt werden. Bücher, die zusammengehören, sollen beisammen bleiben; z. B. Missionswissenschaft, Soziales, Kulturelles usw.; kurz nach den Gesichtspunkten, denen gemäß bei der Einteilung vorgegangen wird.

Praktische Winke zur Anschaffung notwendiger Bücher wird das treffliche Werk geben: Robert Streit O. J. M.: „Führer durch die deutsche kathol. Missionsliteratur“, Herder, Freiburg, 1911 (2 Mk. 40 Pf.)

Diesen Führer sollte sich jeder Verein anschaffen.

In erster Linie muß für „Missionswissenschaft“ gesorgt sein. Ihr gehört der Ehrenplatz primo loco. Denn sie ist der Nährstoff für den Studienzirkel. Aber auch den anderen Fächern wende man das Augenmerk zu und lasse auch das „Unterhaltende“ nicht ganz aus dem Spiele. Aber nur Gutes, das man nie ohne praktischen Nutzen, nie ohne Missionsgewinn liest. Sehr zu empfehlen wären als handliche Broschüren: „Im Kampf fürs Kreuz“ von den Benediktiner-Missionären St. Ottilien und „Blüten und Früchte vom heimatlichen und auswärtigen Missionsfelde“, dargeboten von den Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria (Hünfeld bei Fulda), und Sonstiges. Variatio delectat! Darum auch in der M. B. harmonisch wohlthuende Abwechslung! So wird Allseitigkeit erzielt, so wird die Lese lust rege gehalten und Liebe zur M. B. erweckt. Nicht zu übersehen sind anregende Biographien, Vortragskizzen, Predigten usw.; eine reiche Mannigfaltigkeit!

Die Zeitschriften, die im Vereine zirkulieren, sollen nach Jahrgängen geordnet und mit einer Schleife versehen untergebracht werden. Sie binden zu lassen, wird sich nicht auszahlen; kostet zu viel. Den Zeitschriften soll gerade nicht der erste Platz reserviert werden, mit rühmlicher Ausnahme die „Zeitschrift für M.-Wissenschaft“, die am geeignetsten ins Fach „Missionswissenschaft“ eingestellt wird, und der „Kathol. Missionen“. Das sind Zeitschriften, zu denen man bei Vorträgen und Aufträgen immer wieder greifen muß. Missionskalender schalte man ganz aus.

Zur Erhaltung der Bibliotheksordnung schlage man am Kasten eine Tafel, resp. einen Zettel mit einigen recht beherzigens-

werten Paragraphen an und stelle ihre Beobachtung dem besonderen Eifer der Mitglieder anheim.

Alle Bücher müssen mit Etikette und laufender Nummer versehen und sorgfältig mit Verfasser, Titel, Verlag und Auflage ins Bücherverzeichnis eingetragen werden. Ob dazu ein Heft oder ein sogenannter Zettelkatalog verwendet werden soll, wird wohl der Bibliothekar am besten beurteilen können. Beide haben viel für sich. Nach meinem Ermessen dürfte bei einer größeren Bibliothek dem Heft der Vorzug gebühren, besonders wenn es recht übersichtlich angelegt ist. Die einzelnen Fächer müssen genau ersichtlich sein und bei jedem für weitere Eintragungen genügend Raum gelassen werden. So wird dem Suchenden rasch die Fährte gewiesen und ihm Zeit und Mühe erspart.

Dem Bibliothekar soll die Ordnung recht am Herzen liegen. Die Bibliothek soll sein Stolz, seine Freude sein. Der Verein wird ihm Dank wissen.

Aber auch die Mitglieder sollen die Bibliothek achten, fleißig benützen und selber viel auf Ordnung halten. Wenn man ein Stündlein hat, das sich sonst nicht recht verwenden läßt, dann hin zur M. B. und in ihre Schätze sich vertieft; das Stündlein ist gut verwertet. Da braucht man nicht

sagen: „Dnem perdidit.“ Gewonnen oft!!

Zum Schlusse möchte ich noch recht ausdrücklich darauf hinweisen, daß das für die M. B. verausgabte Geld gut verwertet ist. Die M. B. ist ein Kapital, das wieder reichste Zinsen abwirft. Kein Verein scheue die Kosten der Ausgestaltung; es kommt ja doch wieder der Missionssache zugute. Sollte es in einem Verein noch recht arm mit der M. B. bestellt sein, so wende er sein Augenmerk auf diese wichtige Sache. Fehlen die Mittel zur Beschaffung der Literatur, dann werden die Missions-Gesellschaften auf eine Bitte hin gerne einen Grundstock beistellen. Wir haben es ja auch anfangs so gemacht. Oder ein schreibgeübtes Mitglied übernehme die Rezension eines Werkes in der Zeitung oder in einer Zeitschrift und erbitte als Entgelt einen billigen Preis. Auf solche Weise lassen sich auch manche teure Werke um annehmbaren Preis erwerben. Vi-deant constules!

Da diese Arbeit die erste ist, die ich den schwarzen Lettern übergebe, so werden wohl Fehler und Mängel sich eingeschlichen haben. Ich wollte nur der Sache nützen, weiter nichts. Ist dieser Zweck erreicht, so bin ich zufrieden. Für andere Winke und praktische Anregungen öffnet „Der Stern der Neger“ gern seine Blätter.

Skizzen für Missionspredigten.

(Von einem Missionsfreund).

1. Für das Fest der hl. drei Könige,
Predigt über die Festepistel.

Vorspruch: „Siehe, Finsternis bedeckt die Erde und Dunkel die Völker; über dir aber geht auf der Herr und seine Herrlichkeit erscheint in dir. (Jf. 60. 2, aus der Festepistel.)

Thema: Christus — das Licht in der

Nacht des Heidentums.

Predigtziel: Hochschätzung des großen Glückes der Erleuchtung im wahren Glauben und Bezeigen der Dankbarkeit hiefür dadurch, daß wir den Heiden, die noch in „Finsternis und Todesschatten sitzen“, zum Glücke des wahren Glaubenslichtes verhelfen.

Skizze:

Einleitung: Hinweis auf den Festgedanken im Evangelium und in der Epistel des Tages. Andeutung des Milde, das Hias uns in der Epistel entwirft: Die Finsternis des Heidentums; die Erleuchtung durch Christus.

Ausführung:

I. „Siehe Finsternis bedeckt die Erde und Dunkel die Völker.“

Die finstere Nacht des Heidentums.

1. in ihrer Lehre: Die Frage über das Woher und Wohin, — was sie von Gott nicht wissen (Heiligkeit, Einheit, Liebe), — was ihre Religion über Gott lehrt (Götterkult; cfr. Ps. 113, 4—7);

2. in ihren Sitten: (Herausgreifen eines Übelstandes, z. B. Sklaverei). (cfr. Rom. 1, 21. f.);

3. in ihren Gnadenmitteln: sie entbehren die hl. Sakramente, kurzes Durchgehen derselben. (cfr. Threni, 4, 4).

Überleitung: Dieses Elend löst in ihnen das Verlangen nach einem Erlöser aus; „Lautet Himmel . . .“ (Ps. 45. 8). „Denn siehe, Finsternis bedeckt die Erde und Dunkel die Völker.“

II. „Über dir geht auf der Herr und seine Herrlichkeit erscheint in dir.“

Die Erleuchtung.

Es kommt der Erlöser. (Sap. 18, 14; Matth. 18, 11; I. Tim. 2, 4; Luk. 2, 32; Ps. 60. 1.)

1. Die hl. drei Könige beim Herrn — die erste Morgenröte des anbrechenden Tages (kurze Schilderung der Begebenheit).

2. Die Wiederholung des Dreikönigtages in der Geschichte. Die Missionierung der Welt, auch unserer Länder. (Ps. 71, 11; Matth. 28, 19; Ps. 9, 2; Ps. 60. 3.)

3. Die Wiederholung des Dreikönigtages in der Gegenwart. Erfolge der Missionäre — Aufgaben der Missionäre für die Zukunft. (Malach. 1, 10).

Paränese: Dank für die Befreiung aus der Nacht des Heidentums durch Hochschätzung des Glaubens und der Gnadenmittel und besonders durch Mithilfe am Werke der Befehrung der Heiden, damit

Schluß bald auch der weitere Teil des Bildes in der Festepistel wahr werde; nämlich: Ps. 60, 4, 5. *

2. Für das Fest der hl. drei Könige.

Predigt über das Festevangelium. Matth. 2, 1—12.

Vorspruch: „Sie brachten ihm Geschenk dar, Gold, Weihrauch und Myrrhe.“ Matth. 2, 11.

Thema: Die Notwendigkeit der Mithilfe am Missionswerk.

Predigtziel: Mithilfe am Missionswerk als Liebesgabe für den Heiland in der Krippe.

Skizze:

Einleitung: Der allgemeine Heilswille Gottes, wie er sich heute zeigt. Notwendigkeit der Mithilfe der Menschen. Deshalb wollen wir dem Heiland in der Krippe eine Freude machen dadurch, daß wir ihm für die Befehrung der Heiden Opfer darbringen, und zwar dieselben Opfer, die die hl. drei Könige gebracht: **Gold, Weihrauch und Myrrhe.**

Vergl. hierzu: Gunder: „Die Mission auf der Kanzel und im Verein.“ I. Bd. Eventuell kann der zweite Teil der Predigt als eigene Predigt behandelt werden.

Ausführung:

I. Gold. Notwendigkeit der Geldhilfe.

Möglichkeit der Geldhilfe (Ersparnisse durch kleine Verzichte). Segen Gottes gerade auf den kleinen Gaben der Armen (das Opfer der Witwe, Luk. 21, 2—4). Aufforderung zum Opfer bei der Dreikönigskollekte oder (je nach den Umständen) zum Beitritt zu irgendeinem im Orte eingeführten Missionsverein.

II. Weihrauch = Die Notwendigkeit der Gebetshilfe.

Das Wichtigste die Gnade Gottes. Darum Gebet für die Missionäre und für die Heiden. (I. Cor. 3, 6.)

Aufforderung zum Gebet für die Heiden bei bestimmten Anlässen (Messe, Kommunion, Abendrosenkranz) und an bestimmten Tagen (z. B. Aposteltage).

III. Myrrhe = Opfer bringen für die Befehrung der Heiden.

(Die Myrrhe etwas Bitteres = Opfer).

a) Aufopferung der Leiden und Arbeiten durch die gute Meinung für die Missionen.

b) Gebet um Missionsberufe.

Das Opferleben eines Missionärs. Mangel an Missionären. Das Wort des Herrn: Bittet den Herrn der Ernte. (Luk. 10, 2.)

Schluss: Der Dank der hl. drei Könige: sie haben in ihrer Heimat vom Herrn erzählt und für den Herrn gearbeitet. Auch unser Dank für den Glauben: Andere zum Herrn hinführen durch Mithilfe am Missionswerk durch Gold, Weihrauch und Myrrhe. Der Apostellohn hiefür im Himmel.

3. Für das Fest Mariä-Reinigung.
(2. Feber).

Christus — das „Licht zur Erleuchtung der Heiden“. (Luk. 2, 32, aus dem Festevangelium).

Vorpruch: Meine Augen haben dein Heil gesehen, ein Licht zur Erleuchtung der Heiden. Luk. 2, 30. 32.

Thema: Christus das Licht in der Nacht des Heidentums.

Predigtziel: Wie bei Nr. 1.

Skizze:

Einleitung: Die Lichter am Lichtmeßtage in ihrer Bedeutung.

Ausführung: Es kann dieser Predigt derselbe Grundgedanke wie bei der Predigt Nr. 1 zugrunde gelegt werden mit Auslassung der auf das Dreikönigsfest sich beziehenden Stellen.

4. Kinderansprache vor der Krippe.

Thema: Die Armut des Christkindeß in der Krippe und die Armut der Heidenkinder.

Predigtziel: Liebe und Mitleid zu den armen Heiden aus Liebe zum armen Jesukinde in der Krippe.

Skizze:

Einleitung: Hinlenkung der Aufmerksamkeit der Kinder auf die Krippe.

Ausführung:

I. Die Armut des Jesukindeß in Bethlehẽm.

(Ein Stall, die harte Krippe, finstere Nacht, bald kommt die Flucht ins ferne Ägypten vor Herodes, wo neue Not wartet).

Anwendung und Überleitung: Wie gerne würden wir dem Jesukind etwas geschenkt haben, damit es weniger Not leiden muß, wenn Maria und Josef uns um etwas gebeten hätten. Nun sagt aber der Herr: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan.“ Wer sind die geringsten Brüder des Heilandes?

II. Die Heidenkinder in ihrer Armut und Not.

Schilderung der Ähnlichkeit in der Not des Heilandes und der Heidenkinder (Armut, Flucht; Kindermorde; Sklavenverkauf in die Fremde). Für diese seine armen Brüderlein bittet uns das Jesukind von der Krippe aus um Hilfe. Daher:

III. Hilfe für die armen heidenischen Brüder und Schwestern.

— Wie Kinder geholfen haben (Markensammeln, Stanniol, Beten, brav folgen, mit Erlaubnis der Eltern kleine Gaben). Beispiele. Wie auch wir helfen können. Eventuell Hinweis auf die große Armee des Kindheit-Jesu-Vereines und Werben dazu.*

Schluß: Dann wird der Herr es den Kindern einmal lohnen, als wäre es ihm getan.

* „Handbüchlein des Kindheit-Jesu-Vereines.“ (Zunächst für die Leiter dieses Werkes.) Vachen, Zentrale des Kindh. Jesu-V. — Ausgabe für Österreich: Kinderfreund-Anstalt, Innsbruck.

Mitteilung des Vorortes.

Nach den Bestimmungen der Geschäftsordnung hat sich der B. D. für die Veröffentlichungen im St. N. während dieses Schuljahres ein Programm festgelegt, um den Stoff wenigstens einigermaßen zu umgrenzen. Als solches Programm wurde bestimmt die „Missionsbetätigung in der seelsorglichen Praxis“.

Damit sind selbstverständlich andere passende Artikel nicht ganz von der Veröffentlichung ausgeschlossen. Alle werten Vereine sind hiemit freundlich zur Mitarbeit eingeladen und sind dießbezügliche Anträge an den B. D. jederzeit erwünscht.



der weitans größte Teil der älteren und geschulten Arbeiter unter den Waffen steht und darum nur ein unzureichendes und vielfach ungeübtes Personal mit der Ausführung der Aufträge beauftragt werden mußte. — Auch bitten wir alle jene Abonnenten, welche keine November-Dezember-Nummer erhalten haben sollten, um gefl. Mitteilung, damit ihnen dieselbe mit dem nächsten Heft zugestellt werden kann. — Diejenigen unserer verehrten Leser, welche mit dem Bezugspreis für das Jahr 1917 oder für noch frühere Jahre im Rückstande sind, eruchen wir höflichst, denselben mittels des beiliegenden Schecks gefl. ehestens an uns gelangen zu lassen. — Noch ein Wort über die großen Verzögerungen im Erscheinen des „Stern der Neger“. — Jeder unserer verehrten Leser wird uns gemiß das Zeugnis geben können, daß wir in Friedenszeit stets schon vor dem Ersten des Monats mit dem „Stern“ zur Stelle waren. In gegenwärtiger schwerer Kriegszeit jedoch ist diese Pünktlichkeit einfach eine unmögliche Sache geworden, und zwar in allererster Linie zu un-

serem ureigensten Leidwesen und Bedauern. Um die von den Lesern vielfach so hart empfundene Verspätung einigermaßen erklärlich zu finden, halte man sich vor Augen: die Papiernot, die selbst unsere Tagesblätter zwingt, ihren gewohnten Umfang bedeutend einzuschränken; die denkbar ungünstigen Verkehrsverhältnisse, da namentlich hier im Bereiche der Südbahn, weil der ersten Bahn hinter der Front, jede nicht unbedingt nötige Sendung erbarmungslos verschoben wird; zu diesen zwei Mötten gesellt sich dann noch der Mangel an Arbeitern, an Öl, an Halbstoff usw. Wir bieten alles auf, um ein halbwegs rechtzeitiges Erscheinen der Hefte zu ermöglichen, aber Unmögliches zu leisten, kann wohl niemand von uns fordern. — Namentlich danken wir an dieser Stelle so recht von Herzen unseren Förderern, die trotz der ihnen aus diesen Verzögerungen erstandenen Unannehmlichkeiten treu ausgeharrt haben, und bitten sie, in dieser ihrer Treue auch weiterhin zu verharren.

Gebetserhörungen und -empfehlungen.

P. S., Rusterthal. Dank den armen Seelen für glimpflichen Ausgang einer gerichtlichen Angelegenheit. Veröffentlichung verprochen. — F. M. aus S. bittet um das Gebet zu den armen Seelen zum Troste für seine verstorbenen Eltern. — Auch empfiehlt er angelegentlich dem Gebete eine unglückliche, religionslose Geschwisterreihe und deren Folgen für die Kindererziehung.

Dem Memento werden empfohlen: Feldturns, Magdalena Hofer; Grein, Frau Baronin von Brassier; Grieskirchen, Hochw. Herr Dekan; Meran, Herr Bezirkschulinspektor i. R. Josef Christanell; Tramin, Hw. Herr Th. v. Eisenbaum.

Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

„Mehr Freude.“ Von Dr. P. Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg. Volksausgabe, 100. bis 125. Tausend. 12“. (XX u. 160 S.) Freiburg, Herder'sche Verlagsbuchhandlung. Kart. Mk. 1,75, in Pappband Mk. 2,20.

Daß dieses Büchlein seit 1909 in bereits mehr als 100.000 Exemplaren abgesetzt wurde, spricht ganze Bände für die Vortrefflichkeit desselben, und es kann und soll dessen Ankauf jedermann angelegentlich empfohlen werden.

„Die Mission im Festsaale.“ Grundsätzliche Darlegungen mit einer reichhaltigen Sammlung von Gedichten, Liedern, Schauspielen und Programmen für außerkirchliche Missionsfeiern von Bernard Arens S. J. (Gehört zur Sammlung „Missions-Bibliothek“.) (Gr.-Oktav. (VIII und 216 S.) Freiburg 1917, Herder'sche Verlagsbuchhandlung. Mk. 4,50, in Pappband Mk. 5,50.

Die außerkirchlichen Missionsfeiern haben den ungeteilten Beifall des katholischen Volkes gefunden, und überall regt sich das Verlangen, Missionsfeste und Missionstage zum Gemeingut der Gläubigen zu machen. Aus ihnen entspringt ja nicht nur Liebe und Begeisterung für das Apostolat der Kirche, sondern sie sind auch ein vorzügliches Mittel, die Glaubensfreudigkeit der Gemeinde zu stärken und den sittlichen Ernst zu heben. Großartige Missionsfeste haben manche unserer Städte gesehen; aber auch schlichte Bauernhöfchen haben erhebende Missionsfeiern

veranstaltet. Vorliegendes Büchlein nun möchte ihnen allenthalben Tür und Tor öffnen helfen: in den großen Vereinsälen der Städte und den bescheidenen Lokalen des entlegensten Dorfes, in den weiten Festsälen unserer Lehranstalten und Pensionate und in dem kleinen Klassenraume der Dorfschule.

Alle diese Verhältnisse berücksichtigt das Buch „Die Mission im Festsaale“. Es bringt Gedichte und dramatische Szenen in reicher Fülle von anerkannten Dichtern aus älterer und neuester Zeit, eine Übersicht über die brauchbaren Missions-Theaterstücke, Lieder und zahlreiche Programme für verschiedene Tage und Stände. Vor allem wird der Kinderwelt und der studierenden Jugend gedacht. Mit Hilfe des hier gebotenen gediegenen Stoffes wird das Abhalten einer außerkirchlichen Missionsfeier überall ermöglicht. Somit dürfte das Büchlein weitesten Kreisen zu empfehlen sein: den Pfarrseelsorgern in Stadt und Land, den Religionslehrern an unseren höheren Schulen für beiderlei Geschlechter, den Vorstehern und Oberinnen unserer religiösen Lehranstalten, der gesamten Lehrerschaft und allen Leitern der verschiedenartigsten Vereine.

„Linger Dombau-Zeitschrift“ „Ave Maria“, illustrierte Monatshefte zur Erbauung, Belehrung und Unterhaltung, jährlich 12 Hefte. Preis durch die Post K 2,76, nach Deutschland K 3,30, mit der Kinderzeitschrift „Kleines Ave Maria“

K 3,76, nach Deutschland K 4,50, nach den übrigen Ländern Frk. 3,50, resp. Frk. 4,50.

Die vom Generaldirektor der kathol. Presb.-vereinsdruckereien in Linz, Konf.-Mat. Friedrich Pesendorfer, gegründete und von ihm redigierte Zeitschrift hat sich in den 24 Jahren ihres Bestandes einen außerordentlich großen Leserkreis erworben und ist durch ihren reichen Inhalt und ihre geradezu mustergültige illustrative Ausstattung eine der hervorragendsten katholischen Zeitschriften Österreichs und Deutschlands geworden. Aus dem Inhalt heben wir hervor: Religiöse und populär-wissenschaftliche Artikel von ausgezeichneten Mitarbeitern, die Bilder und Beschreibungen des neuen Domes in Linz von Generalvikar Prälaten Scherndl, die äußerst beliebten Reisebeschreibungen aus der Feder des Redakteurs, welche uns in die verschiedensten Länder der Welt führen und deren Kunstschätze und Volksleben in anschaulicher und humoristischer Weise, geschmückt mit den trefflichsten Original-Bildern, vor Augen stellen; illustrierte Beschreibungen der berühmtesten Wallfahrtsorte der ganzen Erde, zahlreiche Lebensbeschreibungen und kurze Biographien, Beschreibungen der Stifte Oberösterreichs, vorzügliche längere und kürzere Erzählungen, Gedichte, apologetische Artikel und eine jedesmal vorzüglich durchgearbeitete Welttrundschau aus der Feder des Sedauer Benediktiners P. Wolfgang Stöckl.

Das Jubelheft, Heft 1 des 25. Jahrganges, bringt, glänzend ausgestattet, mehrere Bilder in Dreifarben-Druck, außerdem Originalbeiträge von Baronin Enrika Handel-Mazzetti, Prälaten Monsignore Scherndl, Domkapitular Schöpfeder, Pfarzer Katheiningcr, F. Pesendorfer, P. Hildebrand Waagen, Schulrat Berman-schlager, Anna Esser und Prof. Dr. S., drei Erzählungen usw.

Probehefte der Zeitschrift können bezogen werden vom Verlag Presbverein Linz a. D. Wer die Zeitschrift nicht abonniert, sondern nur das Jubelheft allein bestellt, hat dafür 1 K zu bezahlen.

In den 13. Jahrgang tritt die *Illustrierte Frauenzeitschrift „Elisabethblatt“*, Monatschrift für die christliche Frauenvvelt, Herausgeber Präses des christlichen Müttervereines Friedr. Pesendorfer in Linz, redigiert von einem Komitee katholischer Schriftstellerinnen. Jährlich 12 Hefte K 2,76, nach Deutschland K 3,30, mit der Kinderbeilage „Kleines Ave Maria“ K 3,76, nach Deutschland K 4,50.

Während ihres zwölfjährigen Bestandes hat die Zeitschrift, welche gediegene Artikel über Charakterbildung der Frauen, Kinderpflege und Kindererziehung, bildende Lebensbeschreibungen hervorragender Frauen, kleine Erzählungen, Gedichte, populär-medizinische Aufsätze von einem ärztlichen Mitarbeiter, einen ärztlichen Fragekasten, eine Frauenrundschau und die Rubriken: Mode, Handarbeits- und Wäschezeitung, die praktische Hausfrau, für Küche und Keller, für Hof und Garten, für Blumenfreundinnen usw. bringt, sich viele Tausende von Abonnentinnen gewonnen und wird gegenwärtig von 30.000 Frauen gelesen. In manchen Pfarreien, in denen Müttervereine bestehen, wurden in einem Jahre über 100 Abonnentinnen gewonnen. So hat der hochw. Herr Dekan in Aufsee im letzten Jahre für seinen neugegründeten Mütterverein 105 Abonnentinnen angemeldet. Wie empfehlen die vorzüglich geleitete Zeitschrift, welche gerade im Weltkrieg eine treue Freundin, Beraterin und Trösterin der viel heimgesuchten Frauen war, dem Klerus aufs wärmste zur Weiterverbreitung.

Abonnements-Erneuerungen.

3, 20, 104, 155, 170, 210, 211, 312, 357, 361, 396, 449, 472, 476, 492, 511, 535, 551, 573, 575, 582, 589, 597, 598, 604, 632, 641, 696, 746, 757, 780, 792, 805, 847, 875, 885, 915, 927, 930, 984, 987, 1013, 1049, 1207, 1228, 1235, 1244, 1249, 1253, 1298, 1305, 1315, 1323, 1369, 1370, 1406, 1425, 1436, 1437, 1461, 1475, 1507, 1524, 1558, 1665, 1692, 1693, 1774, 1797, 1799, 1809, 1830, 1852, 1877, 1897, 1911, 1927, 1932, 1939, 1950, 1989, 2041, 2067, 2091, 2099, 2103, 2119, 2125, 2182, 2194, 2356, 2360, 2365, 2384, 2451, 2466, 2475, 2555, 2557, 2580, 2601, 2611, 2616, 2635, 2693, 2763, 2773, 2797, 2804, 2863, 2990, 3003,

3029, 3055, 3099, 3100, 3109, 3122, 3151, 3177, 3257, 3302, 3410, 3419, 3449, 3464, 3477, 3518, 3522, 3658, 3696, 3726, 4006, 4085, 4097, 4180, 4182, 4193, 5017, 5035, 5040, 5048, 5051, 5057, 5068, 5074, 5075, 5102, 5103, 5116, 5144, 5160, 5198, 5208, 5262, 5305, 5375, 5399, 5403, 5420, 5443, 5444, 5481, 5486, 5493, 5494, 5531, 5543, 5561, 5571, 5636, 5675, 5680, 5687, 5690, 5759, 5951, 5957, 6404, 6452, 6533, 6539, 6636, 6639, 6648, 6682, 6743, 6941, 6949, 6964, 6990, 6992, 6994, 6999, 7021, 7033, 7036, 7066, 7099, 7133, 7146, 7169, 7224, 7270, 7297, 8026,

Junge Leute

Handwerker, wie Schuster, Schneider, Tischler usw. finden als

Laienbrüder

Aufnahme im

Missionshaus in Milland bei Brixen.

Den Abonnenten der Studentenkreise wird außerordentliche Preisermäßigung gewährt.